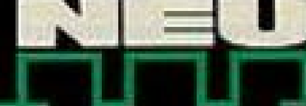
1,80 DM / Band 564
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Gräber seiner Ahnen

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Gräber seiner Ahnen

John Sinclair Nr. 564

von Jason Dark

erschienen am 25.04.1989

Titelbild von Quelle-Presse

Sinclair Crew

Die Gräber seiner Ahnen

Das Schreckliche passierte, als der erste Schnee getaut war und die Hänge der Berge das schmutzig wirkende Graugrün der Wiesen zeigte, auf denen kantige Steine lagen, als hätte sie jemand als Hindernisse für Wanderer hingeworfen.

Es war die Zeit zwischen Nacht und Tag, wo die Schatten kürzer wurden und die Lichter ihre Wirkung verloren. Selbst der Weihnachtsbaum auf dem Marktplatz strahlte nicht mehr den Glanz des Abends oder der dunklen Nacht aus.

Ruhig war es. Eine winterliche Stille, die unter der grauen, träge dahintreibenden Wolken lag, aber oberhalb der rotgrauen, flachwinkligen Hausdächer, als sollte sie einen gewissen Zwischenraum ausfüllen.

Irgendwo bellte ein Hund. Das Geräusch klang ungewöhnlich fremd und fern in der Stille. Dann klappte eine Tür, wieder bellte der Hund, ein anderer fiel ein, ein dritter kläffte ebenfalls – danach schwebte wieder die Stille des frühen Morgens über dem Tal.

Noch lagen die Berge im Schatten. Kahl waren sie, wirkten frostig und abweisend, als wollten sie jeden Fremden warnen, sich näher mit ihnen zu beschäftigen.

Der Bäcker und seine Kollegen, die Fleisch oder Milch verkauften, arbeiteten bereits. Auch dort, wo sich die Männergruppe zusammengefunden hatte, um einer bestimmten Aufgabe nachzugehen, tat sich etwas.

Es waren mehr als zehn Männer, die dieser Gemeinschaft angehörten. Nichtwissende hätten sie als einen Geheimorden bezeichnet, das aber wollten sie nicht sein. Sie hatten sich vorgenommen, ihre Orden zu rehabilitieren und der Welt klarzumachen, daß man sie für die Verfehlungen anderer Templer nicht zur Verantwortung ziehen konnte.

Es war schwer, sehr schwer, denn auch die Bewohner des kleinen französischen Ortes Alet-les-Bains waren alles andere als begeistert gewesen, aber sie hatten der Historie ihren Tribut zu zollen und die Templer aufzunehmen.

Sie lebten zusammen in einem Haus am Rande des Dorfes und gingen dort ihren Studien nach.

Anführer war Abbé Bloch, ein älterer Mann, jemand, der viel wußte und dem das Schicksal grausam mitgespielt hatte, denn der Abbé war erblindet.

Flüssiges Silber war in seine Augen gelangt und hatte ihm die Sehkraft genommen. Dennoch dachte er nicht an Aufgabe oder wurde depressiv. Er hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden und trotzdem nicht, denn es gab andere Wege, um den Kampf fortzusetzen.

Das Böse auf der Welt mußte vernichtet werden.

Der Abbé suchte, wußte, daß er Freunde hatte, die ihm halfen, und so geschah es.

Das Augenlicht konnte ihm niemand wieder zurückgeben, aber er hatte ein anderes Geschenk bekommen.

Den Würfel des Heils!

Für ihn war es der Gegenstand, durch den er Kontakt zu anderen Welten halten konnte. Er hatte den Würfel einmal als einen magischen Computer und Indikator bezeichnet, denn dieser Gegenstand zeigte ihm oft genug an, wenn eine Gefahr drohte.

An diesem Morgen allerdings reagierte der Abbé völlig anders, wie die Menschen annahmen. Noch lag der Glanz des Tages verborgen. Es sollte ein wunderschöner Tag werden, aber der kleine Ort war wie ausgestorben. Nur eine Haustür bewegte sich. Es war die des Templerhauses.

Die Tür wurde geöffnet.

Zunächst nur spaltbreit, dann drängte sie weiter vor. Dabei entstand ein leises Knarren, das überging in ein quietschendes Geräusch und

sofort gestoppt wurde, denn der Mensch, der das Haus verlassen wollte, hatte Furcht davor, gehört zu werden.

Der Spalt blieb sekundenlang. Die Person, die das Haus verlassen wollte, wartete zunächst ab. Sie wollte weder gehört noch gesehen werden. Alles mußte in aller Heimlichkeit geschehen, denn gewisse Dinge bedurften keiner Zeugen.

Hinter dem Spalt hockte die graue Dunkelheit des Hauses, in dem kein Licht brannte. Schatten füllten es aus, aber in die Schatten geriet Bewegung, als sich die Gestalt dem Türspalt näherte.

Eine Hand erschien…

Sie umfaßte die kantige Mauerecke. Im Gegensatz zum dunklen Ärmel der Kleidung wirkte sie wie eine blasse Totenklaue, über die sich die Haut dünn spannte.

Noch zögerte der Mann, blickte aus guter Deckung auf den nicht mehr ganz leeren Platz vor dem Haus, über den zwei Katzen liefen, plötzlich fauchten und sich gegenseitig jagten.

Für den Mann wirkte dies wie ein Startschuß. Die Tür öffnete sich noch weiter, um ihm den Platz zu schaffen, den er benötigte. Er schob sich durch die Öffnung.

Die dunkle Kleidung paßte sich der Schwärze des frühen Morgens an. Nur sein Gesicht stach davon ab, aber auch darin gab es zwei dunkle Stellen. Genau dort, wo sich die Augen befanden, die von zwei geschwärzten Gläsern verdeckt wurden.

Der Mann war Abbé Bloch!

Ein Blinder stahl sich aus dem Haus, heimlich, um nur nicht gesehen zu werden. Wie ein Dieb schlich er davon oder wie ein Mensch, der Böses im Sinn hatte.

Vor der Tür blieb er für einen Moment stehen, schaute an der dunklen Fassade hoch, die von grauen Schleiern bedeckt und von Fenstern aufgeteilt wurde, hinter denen kein Licht brannte.

Die Templer schliefen. Keiner von ihnen ahnte, daß der Abbé, ihr Anführer, das Haus verlassen hatte, um einen eigenen Weg zu gehen. Als Blinder hätte er relativ hilflos sein müssen, doch der Abbé hatte sogar auf einen Stock verzichtet.

Er wirkte so, als würde er sich auskennen, wie jemand, der sein Augenlicht noch besaß.

Und er ging weiter.

Seine Schritte knirschten auf dem mit Schotter vermischten Kies.

Er hielt sich dicht an der Hauswand, die ihm die nötige Deckung gab.

Vor seinen Lippen hing der Atem wie eine Wolke.

Manchmal zuckten die Mundwinkel des alten Templers. Dann huschte jeweils ein wissendes, aber auch böses Lächeln über den Mund.

Von den Bergen im Norden fiel der Morgenwind in den Ort ein. Er

wehte in die schmalen, gassenähnlichen Straßen hinein und spielte auch mit den Zweigen des Weihnachtsbaumes auf dem Marktplatz.

Er ließ die elektrischen Lichter zittern und bog die Spitze um, als wollte er sie irgendwann knicken.

Der Abbé schlich weiter. Er wußte, daß sich neben dem Haus die Garage befand, wo der Wagen stand. Ein ideales Fluchtfahrzeug, trotz der Blindheit?

Bloch ging, als könnte er sehen wie ein normaler Mensch. Nicht ein einziges Mal stolperte er über ein Hindernis, von denen zahlreiche auf seinem Weg lagen.

Er nickte zufrieden, als er vor dem Garagentor stehenblieb, das nicht verschlossen war. Mit einer Hand faßte er nach dem Griff und hob das Tor mühelos an.

Leicht knarrend glitt es in die Höhe und blieb bei einem bestimmten Punkt waagerecht stehen.

Der sich in der Garage befindliche Wagen glänzte, als wäre seine Karosserie ein schwarzer, lackierter Spiegel. Auch die Scheiben waren getönt. Von außen konnte man nur mühsam in das Innere des großen Citroën hineinblicken.

Zwischen Wand und linker Seite des Autos bewegte sich der Abbé zielsicher voran. Er blieb neben der Fahrertür stehen und holte den Schlüssel hervor.

Das Türschloß fand er mit traumwandlerischer Sicherheit und drehte den Schlüssel einmal. Die Tür war offen. Er tauchte in den Citroën und nahm auf dem weichen Sitz Platz, wo er sich zunächst anschnallte, bevor er startete.

Der Motor kam, lief leise und stotterte nicht.

Der Abbé legte den Rückwärtsgang ein. Sehr langsam fuhr er aus der Garage.

In der frühmorgendlichen Dunkelheit glich das Fahrzeug selbst einem langen, gefährlichen Schatten, der einfach in diese Szenerie hineinpaßte.

Das Tor wollte der Abbé nicht offenlassen. Er setzte sich wieder hinter das Lenkrad. Um die Hauptstraße zu erreichen, mußte er einen Bogen schlagen. Er war weit genug von der Garage entfernt, um nicht noch erst rangieren zu müssen.

Noch hatte er die Scheinwerfer nicht eingeschaltet, das jedoch änderte sich, als er anfuhr. Er rollte in die Kurve hinein. Die beiden breiten Lichtfinger beschrieben sie ebenfalls – und nagelten das Ziel förmlich fest.

Bloch bremste!

Im Licht der beiden hellen Lanzen erkannte er die Gestalt des bärtigen jungen Mannes. Der Templer mußte nach ihm das Haus verlassen haben und wunderte sich, daß sein Anführer, der Abbé, sich

als Blinder in den Wagen setzte und wegfuhr.

Für einen Moment stand der Mann regungslos. Er blinzelte nur, weil ihn das Licht blendete. Dann hob er die Arme und winkte herrisch mit beiden Händen.

Sein Mund bewegte sich, der Abbé hörte jedoch keinen Laut. Dafür sah er, wie der Templer auf den Citroën zulief, und es war klar, was der Mann vorhatte.

Noch immer reagierte Bloch gelassen. Auf einen Knopfdruck hin senkte sich die Scheibe an der Fahrerseite. Die rechte Hand des Abbés verschwand unter der Jacke.

Inzwischen hatte der junge Templer das Fahrzeug erreicht. Neben der Fahrertür blieb er stehen und legte beide Hände auf den unteren Holm des Fensters. Beinahe verzweifelt schüttelte er den Kopf.

»Mein Gott, Abbé, was haben Sie vor? Sie können doch nicht fahren! Sie… Sie sind blind, Abbé.«

Bloch erwiderte zunächst nichts. Nach einer Weile nickte er. Es sah so aus, als hätte er erst jetzt einen gewissen Entschluß gefaßt. »Geh wieder weg, Hugo!«

»Nein, Abbé, nein! Ich kann Sie nicht fahren lassen. Sie haben Ihr Augenlicht verloren, Sie…«

»Geh!«

Hugo dachte nicht daran. Er machte sich überhaupt keine Gedanken über das Motiv seines Anführers. Für ihn hatte alles keinen Sinn. Er wollte nur helfen und ahnte nicht, daß er damit genau das Falsche tat. »Sie werden jetzt aussteigen, Abbé, denn es ist zu Ihrer eigenen Sicherheit. Es geht nicht, daß Sie wegfahren!«

Bloch drehte ihm das Gesicht zu. Die Augen hinter der dunklen Brille waren nicht zu erkennen. Die Gläser wirkten so, als wären sie mit Ruß beschmiert worden. »Du wirst mich nicht aufhalten, Hugo, du bestimmt nicht!«

Der junge Templer hatte die Worte zwar gehört, auch verstanden, jedoch nicht begriffen.

Drei Sekunden später wußte er Bescheid. Da hatte der Abbé den rechten Arm angehoben, und es wurde der Gegenstand sichtbar, den er bisher versteckt gehalten hatte.

Es war eine langläufige Pistole. Auf ihrer Mündung saß ein aufgeschraubter Schalldämpfer, mit dem der Abbé durch das offene Fenster auf Hugo zielte.

Der faßte es noch immer nicht. Schrecken malte sich auf seinem wie blutleer wirkenden Gesicht ab. »Himmel, Sie wollen doch nicht. Nein, das können Sie nicht!«

»Doch, ich kann!«

Abbé Bloch schoß, und in seinem Gesicht zeigte sich dabei keine Gefühlsregung.

Hugo, der junge Templer, staunte noch, als ihn die erste Kugel bereits erwischte. In seine Augen war ein derart ungläubiger Ausdruck getreten, wie ihn ein Schauspieler nicht besser hätte darstellen können. Er spürte den Schmerz in seiner Brust, der sich wie ein wildes Rad aus Feuer weiter ausbreitete, aber er ließ den Holm nicht los. Seine Lippen bewegten sich zitternd. Daß sie den Namen des Abbés damit meinten, war mehr zu ahnen als zu hören.

Dann öffnete er den Mund. Ein dünner Blutfaden rann über die Unterlippe.

»Abbé…«

Der drückte wieder ab. Das Echo des Schusses wurde durch den Schalldämpfer fast völlig verschluckt.

Diesmal konnte sich der junge Templer nicht mehr halten. Der Ausdruck in seinem Gesicht zeigte einen furchtbaren Schmerz, als er langsam zu Boden sank und seine Gestalt vor dem Fensterrechteck allmählich verschwand. Der Abbé wartete noch, bis er zu Boden gefallen war, dann schaltete er in den ersten Gang und fuhr davon.

Zurück ließ er eine Leiche, einen jungen Mann, der verkrümmt auf dem Boden lag und niemals mehr herausfinden würde, aus welchem Grund er hatte sterben müssen.

***

Sie umstanden ihn im Halbkreis, beteten, hatten ihn auf die schlichte Bank im Flur gelegt und starrten in das wachsbleiche Gesicht ihres toten Mitbruders.

In ihren Augen schimmerte es feucht, doch diese Feuchtigkeit schien zu brennen.

Die Männer waren vor Entsetzen stumm. Sie hatten den Mitbruder gefunden, als zwei von ihnen gehen wollten, um beim Bäcker einzukaufen und nebenan frische Milch mitzunehmen.

Nun war Hugo tot. Zwei Kugeln hatten sein Leben ausgelöscht!

Der Flur war schlicht eingerichtet. Die alte Holzbank, nicht weit davon entfernt der Schrank aus demselben Material, an der Wand ein schlichtes Holzkreuz, darunter ein Steinbecken, in dem geweihtes Wasser schimmerte.

»Warum?« fragte jemand leise. »Warum mußte er sterben?«

Ein anderer antwortete mit einer Gegenfrage. »Wo befindet sich der Abbé, und wo ist der Wagen?«

Niemand vermochte diese Frage zu beantworten. Die Templer konnten es nicht fassen. Wieder einmal hatte sie das Grauen hart erwischt. Wieder einmal war ihnen klargeworden, daß ihre Gegner nicht schliefen, daß das Böse und das Grauen sowie der Tod überall lauerten und blitzschnell zuschlagen konnten.

»Man wird den Abbé entführt haben«, meinte einer.

»Aber wer?«

Schulterzucken. Niemand wußte es. Keiner hatte auch nur die geringste Ahnung. Das Schreckliche war in der Dunkelheit geschehen, ohne Zeugen, ohne Licht. Als wäre dies ein Zeichen dafür, daß sich die Schatten des Bösen allmählich ausbreiteten.

Jemand schnauzte seine Nase. Danach räusperte er sich. »Das Rätsel wird nicht kleiner, wenn wir hier herumstehen und darüber diskutieren, was passiert ist. Wir müssen es einfach hinnehmen, das ist alles, meine Freunde.«

»Nein, wir werden kämpfen!« widersprach ein anderer. Er war klein, und auf seinem Kopf wuchs das schüttere Haar in grauen Strähnen.

»Gegen wen?«

Der Grauhaarige hob die Schultern. »Ich kann es ebensowenig sagen wie ihr. Aber eines steht für mich fest: Ich glaube, daß wir persönlich zu schwach sind, um etwas erreichen zu können. Wir benötigen Hilfe. Jemand muß uns dabei helfen, den Abbé zu finden.«

Der Meinung waren die anderen Männer ebenfalls. Konkrete Vorschläge gab keiner von ihnen ab, denn es klopfte. Erst zaghaft, dann, als keiner der Männer antwortete, fordernder.

»Ja, wer ist da?«

»Ich, Chatron.«

»Was willst du?«

»Ich muß euch etwas sagen? Es ist dringend. Bitte, ich muß zu euch. Ich weiß, was geschehen ist. Ich weiß auch, wie es passierte, denn ich habe es gesehen.«

Die Templer starrten sich an. Dann öffnete einer von ihnen sehr schnell die Tür.

Ein noch junger Mann, der ziemlich außer Atem war, taumelte über die Schwelle. Er trug über seiner Bäckerkluft eine Winterjacke.

Dem Toten gönnte er keinen Blick, dafür schaute er die Templer an. Chatron roch nach frisch gebackenem Brot.

»Was hast du gesehen?« wurde er gefragt.

»Wie… wie der Mann getötet wurde. Man hat ihn erschossen. Aber es waren kaum Schüsse zu hören. Schalldämpfer, glaube ich.«

»Gut, Chatron. Hast du den Mörder auch erkannt?«

»Ja, er saß ja im Wagen, als es geschah. Ich war unterwegs, um das erste Brot auszufahren. Mir fiel das Licht der Scheinwerfer hier auf, das ist sonst nicht. Ich fuhr hin, um nachzuschauen, dann glaubte ich, in einem furchtbaren Film zu sein.« Er bewegte bei seinem Bericht ständig den rechten Fuß und schleifte mit der Sohle über den Fliesenboden. Das Licht einer Wandleuchte streifte sein schweißnasses Gesicht, und seine Blicke wanderten von einem zum anderen.

»Bitte, Chatron, wer war es?«

»Der Abbé. Der blinde Abbé!« platzte Chatron heraus und bekam mit,

wie blaß die Templer wurden, sich anschauten, die Köpfe drehten, sie schüttelten und ihre Gesichter einen harten Ausdruck bekamen.

»Was sagst du da?« fragte der Grauhaarige mit gefährlich klingender Stimme.

»Es war der Abbé. Ihr müßt mir glauben! Ich habe mich nicht getäuscht. Ich konnte ihn erkennen.« Er bewegte hektisch die Hände und zeichnete seinen Bericht mit ihnen nach. »Ich habe ihn im Wagen sitzen sehen. Sogar hinter dem Steuer. Seine Brille verdeckte die Augen. Das graue Haar, die dunkle Kleidung, ich sah alles, wirklich. Sie… Sie müssen mir das glauben!«

»Unmöglich!« kommentierte jemand. »Der Abbé ist blind. Er kann kein Auto fahren.«

Jemand widersprach indirekt. »Aber haben wir ihn gefunden? War sein Zimmer nicht leer, als wir ihm die Nachricht vom Tod unseres Bruders überbringen wollten?«

»Schon, aber…«

»Es war der Abbé!« rief der junge Chatron beinahe verzweifelt.

»Sie müssen mir glauben!«

»Dich hat er nicht gesehen?«

»Gott bewahre. Ich habe mich versteckt gehalten. Ich wollte nicht auch noch ein Opfer werden.«

Die Templer schwiegen. Chatron atmete heftig. Er suchte nach Worten. »Das mußte ich euch sagen, nicht wahr? Man kann es doch nicht einfach hinnehmen. Ich will nicht…«

»Schon gut, Chatron, wir danken dir.«

»Ja denn…« Er räusperte sich. »Was wollen Sie denn jetzt tun, wenn ich fragen darf?«

»Wir wissen es noch nicht.«

»Ich kann mir ja auch nicht vorstellen, daß der Abbé diesen Mord begangen hat. Er ist ein so gütiger Mensch, hat für jeden ein freundliches Wort gehabt – und jetzt…«

»Wir werden uns etwas überlegen, Chatron. Du kannst jetzt gehen. Wir danken dir für deine Auskünfte.«

»Ja, gut.« Der junge Mann ging rückwärts. Mit weichen Knien und scheu blickend verließ er das Haus der Templer. Er war völlig von der Rolle. Draußen entfernten sich seine Schritte hastig.

Die Templer blieben für eine Weile stumm. Bis der Grauhaarige sagte: »Das wirft ein völlig anderes Licht auf die Tat. Könnt ihr euch die Wandlung des Abbés vorstellen?«

»Nein!« lautete die einstimmige Antwort.

»Ich auch nicht. Dennoch glaube ich nicht daran, daß sich Chatron getäuscht hat.«

»Außerdem haben wir den Würfel nicht in seinem Zimmer gefunden. Er wird ihn mitgenommen haben.«

»Was steckt dahinter?« fragte ein dritter.
»Können wir es herausfinden?«
»Wohl kaum.«
Der Templer mit den schütteren, grauen Haaren entschied schließlich, was getan werden sollte. »Wir alle wissen, daß unser Abbé Freunde besitzt. Nicht nur hier, auch woanders. Einer, der uns helfen könnte oder kann, ist John Sinclair.«
Die anderen schwiegen, nickten dann, nur einer von ihnen legte Widerspruch ein. »Um diese Zeit. Wir haben bald Weihnachten. John Sinclair wird…«
»Darauf können wir keine Rücksicht nehmen«, sagte der Grauhaarige. »Wir werden ihn nicht anrufen. Einer von uns muß sich bereit finden, nach London zu fahren.«
»Dann losen wir aus.«
»Gut!«
Ihre Gesichter blieben starr und regungslos, als sie die Lose verteilten. Jedem von ihnen war klar, daß dieses Weihnachtsfest vom Schatten des Grauens überlagert wurde…

***

Ich stoppte meinen Dienstrover in der schmalen Straße, wo Lady Sarah Goldwyn wohnte, ließ den Motor verstummen, atmete tief durch und sagte zu Suko, der neben mir saß: »Wir sind da!«
»Das habe ich bemerkt. Auch an meinem Rücken.«
»Was bist du so grantig?«
»Nun ja, der BMW ist besser.«
»Hör auf, ich schlitze dir sonst noch die Reifen auf, alter Quängelkopf.«
Die Stimmung wollte ich mir nicht verderben lassen, außerdem meinte Suko es nicht ernst. Als erster verließ ich den Rover und schaute zu dem Haus der Lady Sarah, wo wir bereits erwartet wurden.
Heiligabend – Weihnachten!
Mal wieder war das Fest der Liebe, des Schenkens, der Hetze, der verrückten Käufer gekommen. Ein Fest, dessen wahre Bedeutung in der Hetze unserer Zeit längst tief zurückgedrängt worden war. Dennoch machten wir alle mit, denn irgendwo gab es uns doch etwas, vielleicht Hoffnung. Wie die kleine Flamme der Kerze, die zu Christi Geburt angezündet worden war und einen regelrechten Weltenbrand im positiven Sinne ausgelöst hatte.
Es war noch früher Abend. Bis Mitternacht hatten wir noch Zeit.
Da wollten wir die Kirche besuchen.
Gerade für eine Person sollte dieses Fest etwas Besonderes werden, für Jane Collins.
Sie war erfüllt von einer gewaltigen Dankbarkeit, denn in diesem

Jahr war sie von einem schrecklichen Schicksal befreit worden und konnte endlich wieder so leben wie ein normaler Mensch. Klar, daß sie das Fest oder den Heiligen Abend im Kreise ihrer Freunde feiern wollte, und so hatte ich darauf verzichtet, zu den Conollys zu fahren und mein Patenkind zu besuchen. Ich wollte es am anderen Tag nachholen.

Es gibt Tage, wo selbst eine Riesenstadt wie London es schafft, richtig auszuatmen. Zur Ruhe kam der Moloch nie, aber der Verkehr hielt sich doch in gewissen Grenzen.

Auch hier in der Straße, wo ich ohne Schwierigkeiten einen Parkplatz bekommen hatte.

Suko stand bereits am Kofferraum, während ich einen Blick auf das Haus von Lady Sarah warf.

In ihrem kleinen Vorgarten war der Tannenbaum mit elektrischen Kerzen geschmückt worden. Sie warfen ihr Licht in die Dunkelheit, die von feuchten Tüchern durchweht wurde.

Von einem Weihnachtswetter konnte man nicht sprechen. Es fiel kein Schnee, höchstens Nieselregen, außerdem war es zu warm für die Jahreszeit. Bei zehn Grad über dem Gefrierpunkt vergingen einem die weihnachtlichen Gefühle.

Ideal wäre es gewesen, in einem kleinen, winterlich verschneiten Alpendorf zu feiern, doch die Zeit hatte ich nicht. Vielleicht im nächsten Jahr.

»Träumst du?« fragte Suko.

»Nein, nein, ich dachte nur nach.«

»Oh, das ist neu.«

»Weihnachten bin ich immer in Form.« Ich schloß die Haube auf und ließ sie hochschwingen.

Es war mir trotz allem noch gelungen, Geschenke zu kaufen. Für Jane, Lady Sarah, Glenda und Suko. Auch die Päckchen für die Conollys lagen schon im Wagen. Die ließ ich liegen.

Suko nahm seine Geschenke selbst. Bepackt wie Weihnachtsmänner durchquerten wir den Vorgarten. So groß, wie sie aussahen, waren die Sachen nicht, aber die Verkäufer packten heutzutage alles derart »großartig« ein, daß aus einer Seifendose schon ein mittleres Paket wurde.

Man hatte unsere Ankunft bereits beobachtet. In der offenen Tür erschien Lady Sarah Goldwyn. »Kinder!« schallte uns ihre Stimme entgegen, »was habt ihr denn vor?«

Ich schielte rechts am Stapel vorbei. »Wir wollten Weihnachten feiern.«

»Aber doch nicht mit derartig vielen Geschenken.«

»Die meisten Kartons sind leer!«

Sie lachte und öffnete die Tür noch weiter, damit wir das Haus

betreten konnten. Stolpern wollte ich nicht gerade, deshalb war ich vorsichtig und trat ein in eine anheimelnde Wärme, in der zahlreiche weihnachtliche Gerüche mich an meine Kindheit erinnerten und auch an meine Eltern, die oben in Schottland im Kreise von Freunden das Fest verbrachten. Noch vor einer Stunde hatte ich mit beiden gesprochen.

»Wo soll ich denn die Sachen abstellen?«

»Na, im Wohnraum.«

Dort warteten zwei Frauen auf uns. Einmal die blonde Jane Collins, zum anderen Glenda Perkins, unsere Sekretärin, die das Fest keinesfalls allein feiern sollte, deshalb hatte Sarah Goldwyn sie eingeladen. Außerdem gehörte die Rivalität zwischen Jane und Glenda längst der Vergangenheit an.

Die beiden Frauen nahmen uns die Päckchen ab und verteilten sie unter dem hohen Weihnachtsbaum, der bereits festlich geschmückt war. Aus den Lautsprechern der Stereo-Anlage wehte Weihnachtsmusik des Komponisten Corelli.

Die drei Frauen hatten es tatsächlich geschafft, eine wunderbare Stimmung zu zaubern.

Es war vorher abgesprochen worden, sich nur etwas Kleines zu schenken. Wer mehr Geld ausgeben wollte, der konnte es tun. Die Summe dann allerdings auf ein Sonderkonto überweisen für die Erdbebenopfer in Armenien.

Suko und ich schauten uns um. Lebkuchen, Printen und anderes Gewürzgebäck verbreitete einen wunderbaren Duft, den wir regelrecht genossen. Ich kam mir vor wie früher, als ich in der Weihnachtsstube meiner Eltern gestanden und mich mit großen Augen umgeschaut hatte. Lady Sarah war es tatsächlich gelungen, diese Atmosphäre über all die Jahre hinweg zu erhalten.

Wenn ich da an meine Bude dachte, wo nicht einmal ein Tannenzweig stand, bekam ich direkt ein schlechtes Gewissen.

Das Abenteuer in Paris hatten wir glücklicherweise heil überstanden und Baphomet vorerst wieder zurückgeschlagen sowie den Geist der Manon de Valois, Hector de Valois' Schwester.[1]

»Was ist mit dir?« fragte Jane. »Gefällt dir etwas nicht?«

»Ich bin überwältigt.«

Suko breitete die Arme aus. »Ich ebenfalls.«

Neben dem Baum stand ein flacher Tisch. Das Licht der Lampe fiel gegen das geschliffene Glas wertvoller Karaffen, in denen edle Getränke schimmerten.

»Du brauchst ja in dieser Nacht nicht zu fahren«, sagte Lady Sarah. »Kannst also etwas trinken.«

Ich lächelte. »Das werde ich auch.« Dann nickte ich ihr zu. »Toll siehst du heute aus.«

Sie drehte den Kopf weg. »Du junger Hüpfer, du. Einer alten Frau derart zu schmeicheln.«

»Stimmt doch – oder?« wandte ich mich an die beiden Frauen.

Sie nickten und sprachen synchron: »John hat recht. Du bist wirklich schick.«

Sarah Goldwyn trug ein schwarzes Kleid aus Seide, das ihr wunderbar stand. Um ihren Hals hatte sie nur Ketten von unterschiedlicher Länge gelegt. Das Silber schimmerte matt und paßte sich auch den Perlen der dritten Kette an.

Glenda und Jane brauchten sich ebenfalls nicht zu verstecken.

Festliche Kleidung umschmeichelte ihre Körper. Topmoderne geraffte Ballonröcke, ausgestellte Schultern, glitzernder Modeschmuck, farbige Tücher und Spangen in den wohlfrisierten Haaren.

Da kam ich mir direkt schäbig vor in meiner Sonntags-Kombination und der Krawatte, die auch Suko zur Feier des Tages um seinen Hals geknotet hatte.

Jane und Glenda schenkten den Begrüßungsdrink ein. In den hohen Kelchen perlte der Champagner. Sie verteilten die Gläser. Auch Suko nahm eines mit dem teuren Rülpswasser.

Lady Sarah sprach den Toast. »Auf daß es ein wunderschöner Abend wird und ein Fest in Frieden und Freunde.«

Ich nickte und sagte: »Das wünschen wir uns wohl alle.«

Wir tranken. Der Champagner gehörte zur Spitzenklasse und rann herrlich kalt durch meine leicht ausgetrocknete Kehle. Ich stellte das fast leere Glas zur Seite, rieb meine Hände und fragte, ob es die Bescherung vor oder nach dem Essen gäbe.

»Nach dem Essen«, erklärte Glenda. »Oder kannst du es nicht erwarten, John?«

»Eigentlich schon.«

Sie kam auf mich zu. In ihren dunklen Pupillen funkelten die Lichter. »Trotzdem, du wirst dich noch gedulden müssen.«

»Gibt es Gans?« fragte Suko.

»Ja, zwei junge Gänse müßten eigentlich schon cross genug sein.«

»Wir schauen mal in der Küche nach, Sarah«, sagte Jane Collins und verschwand mit Glenda.

Ich nahm in einem Sessel Platz, streckte die Beine aus und zündete mir eine Zigarette an. »Das gefällt mir, Sarah. Wirklich, du hast es toll gemacht.«

»Die anderen haben mir geholfen.«

»Trotzdem, dir gilt das Kompliment.«

»Und wir fühlen uns sauwohl«, sagte Suko.

»Ja«, sagte Lady Sarah lachend, »das sieht man euch auch an, obwohl deine Gedanken sicherlich auch auf Wanderschaft gehen, nicht wahr, Suko?«

Das Gesicht meines Freundes nahm einen etwas betrübten Ausdruck an. »Ja, Shao.« Er nickte. »Es wäre schön, wenn sie jetzt bei uns sein könnte. Aber das ist nicht möglich.« Er hob die Schultern, seine Mundwinkel zuckten. Mit den nächsten Worten machte er sich selbst Mut. »Vielleicht klappt es im nächsten Jahr. Ich bin sowieso gespannt, was es uns alles bringen wird. Die Zeichen stehen noch immer auf Sturm.«

»Bitte, Suko, nicht heute«, sagte Sarah Goldwyn.

»Sorry, es rutschte mir so heraus.«

»Noch einen kleinen Whisky, bevor wir essen?« erkundigte sich die Horror-Oma.

Suko winkte ab. »Für mich nicht.«

»Und du, John?«

»Ein winziges Schlückchen nehme ich. Aber muß ich es alleine trinken?«

Sarah schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, mein Junge. Heute bin auch ich mal mutig.« Sie verteilte den edlen Tropfen in zwei Gläsern und reichte mir eines rüber.

Es war in der Tat ein kostbarer Brand. Allein schon das Aroma sorgte für Freudensprünge meiner Zunge, und das Wasser lief mir im Mund zusammen. Der Tropfen war super. Ich konnte mich kaum erinnern, wann ich das letzte Mal einen derart guten Schluck genommen hatte. Bei meinen Eltern war es wohl gewesen.

»Und?«

Ich schnalzte mit der Zunge. »Das ist herrlich, Sarah. Wirklich super, stark.«

»Das meine ich doch.«

»Seit wann kennst du dich bei diesen edlen Getränken dermaßen gut aus?«

Sie lachte. »Du weißt eben sehr wenig von mir, John. Dir fehlt noch die Weisheit des Alters. Aber sie wird irgendwann kommen, keine Sorge, mein Junge.«

»Das glaube ich auch.« Die Tür stand offen. Von der Küche her zog der Bratenduft der Festtagsgans durch den Flur und hinein in den Wohnraum. Lady Sarah bereitete den Gänsebraten nach einem alten deutschen Rezept zu. Bisher hatten wir noch nie Gans bei ihr gegessen, sie stets nur von diesem Gericht schwärmen hören.

Zur Gans servierte sie Klöße, Rotkohl und Maronen. Wenn man das gegessen hatte, war man mehr als satt.

Ich nuckelte an meinem Whisky, saugte ab und zu an der Zigarette und fühlte mich entspannt. Suko und ich waren schon ziemlich früh am Abend eingetroffen, so wollten wir die Zeit bis in den frühen Morgen hinein genießen können.

Noch immer rieselte die Weihnachtsmusik aus den Boxen. Ich

schielte zur Uhr.

Um neunzehn Uhr sollte es das Essen geben, doch daraus wurde nichts, denn Glenda kam und bat uns bereits fünf Minuten früher zu Tisch.

»Kann ich mein Glas noch leertrinken?«

»Klar.« Sie lächelte. »Wenn dir der Rotwein dann noch schmeckt, den es zur Gans gibt.«

»Oh…«

Lady Sarah und Suko waren schön aufgestanden. Die Horror-Oma hängte sich bei meinem Freund ein. »Es wäre wirklich schade, wenn wir auf dich warten müßten, John.«

»Keine Sorge, ich komme schon.« Der letzte Schluck, die Zigarette ausgedrückt, dann ging ich hinter den beiden her.

Ich kam mir vor, als würde ich schweben. Und das von einem Glas Champagner und einem Schluck Whisky. Manchmal hat man wirklich Tage, wo man nichts vertragen kann.

Möglicherweise lag es auch an der gesamten Stimmung, daß ich mich derart locker fühlte.

Wir aßen nicht in der Küche. Im Eßzimmer war gedeckt worden.

Und wie, ich konnte da nur staunen. Jane und Glenda hatten tief in ihre Trickkiste gegriffen, um einen Eßtisch zu dekorieren, den kein Profi hätte besser gestalten können.

Es paßte alles zusammen. Die Decke, die Tannenstreifen, das festliche Gold an den Rändern, die Kerzen, deren warmer Schein über den Tisch floß, einfach ideal.

Und natürlich die Gans!

Herrlich duftend und knusprig gebraten stand sie auf einem kleinen Beistelltisch. Sie nahm fast die gesamte Länge des Holzbretts ein, duftete derart, daß uns das Wasser im Mund zusammenlief. Der Rotkohl dampfte ebenso in der Schüssel, wie die Maronen oder die Klöße. Das sah nach einem Festessen aus.

Glenda schenkte den Roten ein, während sich Jane um die Gans kümmerte und sie gekonnt zerteilte.

Suko und ich bekamen jeder einen der Flügel, beschwerten uns zwar, daß es viel zuviel wäre, waren aber dennoch froh, von dem leckeren Fleisch essen zu können.

Ich sprach noch einen Toast, dann stillten wir den Hunger.

Es wurde ein langes Essen, denn Lady Sarah sprach noch von einem herrlichen Nachtisch. Karamelisierte Kirschen in Rotwein und Vanilleeis dazu.

Gegen 21 Uhr – ich hatte meine Hose schon etwas geöffnet und den Gürtel weiter gestellt, wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, lehnte mich zurück und stöhnte: »Freunde, ich bin erledigt. Ich kann einfach nicht mehr. Das war ein Hammer.«

»Ich hätte noch vom Dessert…«

»Nein, Sarah, nein. Um Himmels willen, sonst platze ich noch! Tut mir leid.«

»Vielleicht später. Etwas zur Verdauung?«

»Was denn?« fragte ich.

Die Horror-Oma lächelte und zwinkerte Jane Collins zu. »Du weißt ja, wo er steht.«

»Genau.«

Jane kam zurück und trug eine Grappa-Flasche auf dem kleinen Tablett. Der Verdauungsschnaps gehörte zu der besseren Sorte. Er schimmerte so gelb wie dickes Öl.

Die entsprechenden Gläser waren auch vorhanden, und Suko bekam ebenfalls einen Schluck. Er protestierte auch nicht dagegen.

»Davon kann man nur einen trinken«, erklärte Sarah. »Der ist wie Medizin, auch wenn er fast fünfzig Prozent hat.«

»So viel?«

»Dafür räumt er deinen Magen auf.«

»Wollten wir nicht noch in die Kirche?« fragte Glenda.

Sarah winkte ab. »Bis Mitternacht haben wir noch genügend Zeit, Freunde.« Sie hob ihr Glas. »Trinken wir darauf, daß wir auch im nächsten Jahr dieses Fest gemeinsam feiern können.«

Damit waren wir alle einverstanden.

O verflixt, der Grappa hatte es in sich. Der schmeckte wie konzentrierter Wein, den man mit einem feurigen Hauch überdeckt hatte.

Er schien beim ersten Schluck alles ausbrennen zu wollen. Ich wunderte mich darüber, daß Lady Sarah ihn trank, ohne das Gesicht zu verziehen, im Gegensatz zu Suko, der doch leichte Schwierigkeiten mit seiner Atmung bekam, das Glas rasch wegstellte und die Arme ausschüttelte. »Kinder, was habt ihr mir nur gegeben?«

»Das ist Medizin«, erklärte Sarah.

»Das hat bestimmt der Verkäufer gesagt.«

»Aber er tut gut!« stand auch Jane der älteren Dame bei. »Ich habe das Gefühl, innerlich wegschwimmen zu können.« Sie schaute gegen ihr Glas, wo das Licht der Kerzen Reflexe gegen den dunklen Rest des Weines warf. »Ist es nicht herrlich, hier zu sitzen und genießen zu können?« Ihr Blick nahm einen etwas verloren wirkenden Ausdruck an. »Wenn ich daran denke, was ich hinter mir habe, dann bin ich ungemein dankbar, zwischen euch wieder einen normalen Platz gefunden zu haben, auch wenn noch ein Hexenerbe in mir schlummert.«

»Das du zu deinem und unserem Vorteil einsetzen kannst, wie Paris ja gezeigt hat«, sagte Sarah.

»Ja. Und ich möchte auf keinen Fall mehr mit der anderen, der

dunklen Seite konfrontiert werden.«

»Darauf sollten wir trinken«, schlug Glenda vor. Sie hob ihr Rotweinglas an.

Wir taten es ihr nach und sahen die Tränen in den Augen unserer Freundin Jane Collins schimmern.

Lady Sarah stand auf. Sie umarmte Jane, die das Weinen nicht mehr unterdrücken konnte.

Wir blieben sitzen. Unser Lächeln wirkte etwas verkrampft und verloren. Wir alle hatten mit Jane Collins gelitten und ihr von Herzen gewünscht, daß sie es schaffte, wieder ein normaler Mensch zu werden. Die Zeit des Schreckens lag endlich hinter ihr, die Erinnerung daran würde so leicht nicht zu löschen sein.

Mein Blick glitt durch das Fenster hinaus in den Vorgarten, wo die elektrischen Kerzen des Weihnachtsbaumes von dünnen Dunstschleiern umweht wurden. Nässe glänzte wie Perlen. Auf einem Zweig hockte ein dicker, fetter Spatz und hatte sein Gefider aufgeplustert.

Jane tupfte mit einem Taschentuch ihre Augenwinkel trocken und putzte sich die Nase. »Ihr müßt schon entschuldigen, aber…« Sie schluckte und lachte dabei. »Es kam eben alles zusammen. Die Vergangenheit traf sich mit der Gegenwart und da …«

Glenda streichelte über ihren Arm. »Ja, wir verstehen dich und hätten ebenfalls nicht anders gehandelt.«

»Danke, daß ihr es so seht.«

»Sollen wir wieder in den Wohnraum gehen oder hier warten?«

Lady Sarah stellte die Frage.

»Ich finde es in diesem Zimmer gemütlich«, sagte Suko.

»Das ist auch meine Meinung.«

»Okay, John, bleiben wir hier. Ich hätte da noch eine Flasche Champagner, die…«

Wir winkten alle ab. »Um Himmels willen, Lady Sarah, nur so etwas nicht. Wir haben zuviel gegessen und getrunken. Ich glaube, wir müssen uns erst mal regenerieren.«

»Aber ich könnte etwas anderes vertragen«, meinte Glenda.

»Bitte?«

»Braunes Wasser.«

Lady Sarah lachte. »Kaffee. Klar, das ist kein Problem, den koche ich gern. Wer noch?« Lady Sarah blieb an der Tür stehen und schaute uns fragend an.

Wie die Schuljungen hoben wir die Arme.

»Soll ich ihn kochen, oder möchtest du das übernehmen, Glenda. Dein Kaffee ist schließlich weltberühmt, wie John immer zu sagen pflegt. Du kannst gern…«

Lady Sarah sprach nicht mehr weiter, denn genau in diesem

Augenblick klingelte es.
Wir starrten uns an, waren zusammengezuckt, bekamen große Augen. »Wer kann das sein?« flüsterte die Horror-Oma.
»Erwartest du denn Besuch?« fragte Suko.
»Nein.«
»Na dann…«
»Vielleicht sind es die Conollys«, mutmaßte Jane.
Wieder klingelte es.
Ich deutete auf die Tür. »Bitte, Sarah, öffne.« Ich stand schon auf, um sie zu begleiten. Aus Sicherheitsgründen.
»Ja, danke.«
Unsere Festtagsstimmung war zwar nicht verschwunden, sie hatte sich jedoch verlagert und einer gewissen Gespanntheit Platz verschaffen. Auch ich konnte mir nicht vorstellen, daß um diese Zeit und gerade am Heiligen Abend noch jemand etwas von Lady Sarah Goldwyn wollte. Vor Verlassen des Raumes hatte ich noch einen Blick durch das Fenster geworfen, ohne jedoch den oder die Besucher entdecken zu können. Sie mußten den Vorgarten ungesehen durchquert haben.
Ich legte Sarah eine Hand auf die Schulter. »Keine Sorge, das geht schon klar.«
»Hoffentlich.«
»Sicher.«
Bevor wir die Tür erreicht hatten, klingelte es zum drittenmal.
Diesmal noch länger.
»Der hat es aber eilig«, sagte Lady Sarah, zog die Tür auf, erstarrte und trat in den Flur zurück.
Uns beide starrte das bärtige Gesicht eines völlig Fremden an!

***

Auch ich war überrascht. Die weihnachtliche Stimmung schwand von einer Sekunde zur anderen. Obwohl ich keinen Grund dafür sah, glaubte ich plötzlich, daß der Besuch des Mannes etwas Unangenehmes zu bedeuten hatte. Es war einfach das Gefühl vorhanden, das mich derart durchrieselte.
Er stand da wie eine Statue. Die Arme bewegten sich nicht. Sie rahmten seinen Körper ein, und in seinem blaß wirkenden Gesicht sah der Mund aus wie ein heller Strich innerhalb des Bartgestrüpps.
Auf dem Kopf trug er eine Strickmütze. Wasser perlte auf seinem Gesicht, die Haare glänzten feucht, die unter dem Rand der Mütze hinwegschauten.
»Wer sind Sie?« fragte ich.
Der Fremde nickte mir zu. »Ich möchte mich zunächst für mein Kommen entschuldigen, aber mein Besuch bei Ihnen duldete keinen

Aufschub, auch wenn die Christenheit heute Weihnachten feiert.«

»Okay, wer…?«

»Mein Name ist Marc de Gache.«

Ich dachte nach. Hinter mir hörte ich Schritte. Die anderen Gäste erschienen. »Das hört sich nach Frankreich an, Mr. De Gache.«

»Ich komme auch aus Frankreich.«

»Direkt?«

»So ist es. Sie werden den kleinen Ort kennen.« Er sprach leise, dennoch verstanden die alle den Namen. »Es ist Alet-les-Bains…«

Ho, auch das noch. Ich bekam runde Augen. Hinter mir räusperte sich Suko, und nur Lady Sarah gab einen leisen, aber sehr treffenden Kommentar ab.

»Das Dorf der Templer!«

»So ist es.« Der Mann lächelte. »Ich bin froh, daß Sie sich daran erinnern. Ich habe lange nachgefragt, bis ich herausfand, wo Sie zu finden sind, Monsieur Sinclair…«

»Bitte, kommen Sie doch herein.« Obwohl ich nicht Hausherr war, sprach ich sicherlich in Lady Sarahs Sinne.

Marc de Gache bedankte sich. Er wischte seine Sohlen ab, bevor er den Flur betrat.

Suko nahm ihm den feuchten Mantel ab. De Gache entschuldigte sich wieder über die Störung. Wir hörten nicht zu und brachten ihn in das Speisezimmer.

Lady Sarah dachte praktisch. »Sie werden bestimmt Hunger haben, Mr. de Gache…«

»Nur wenn es keine Umstände bereitet.«

»Es ist noch alles da, wie Sie sehen.« Sie drückte ihn auf einen Stuhl: »Setzen Sie sich, wir holen nur Teller und Besteck.«

Darum kümmerten sich Jane und Glenda.

Suko und ich waren im Flur zurückgeblieben. Mein Freund strich über seinen Haarschopf. »John, ich habe das Gefühl, daß eine völlig andere Fortsetzung des Weihnachtsfestes vor uns liegt, als wir es erwartet haben. Du denkst…«

»Ebenso.«

»Wie könnte er…?«

»Es muß mit den Templern zusammenhängen«, sagte ich leise. »Es muß verdammt viel passiert sein, sonst hätte er die lange Reise nicht auf sich genommen. Dazu noch zu Weihnachten. Suko, das kann voll in die Hosen gehen. Alet-les-Bains«, sinnierte ich.

»Ja, Abbé Bloch, die Kathedrale der Angst, das Skelett des Hector de Valois…«

»Genau. Vielleicht sogar seine Schwester.«

Suko blickte mich groß an. »Glaubst du an einen Zusammenhang, John? Meinst du wirklich, daß…?«

»Ja, daran glaube ich fest. In Alet-les-Bains muß einiges schiefgelaufen sein.«

Suko sagte einen Satz, der mir einen tiefen Stich gab. »Hoffentlich lebt der Abbé noch.«

»Hör auf, Mensch! Wenn ich…«

»John, Suko.« Glenda erschien an der Tür. »Wollt ihr nicht endlich zu uns kommen?«

»Laß Marc de Gache noch mal etwas zur Ruhe gelangen.«

»Er möchte aber reden.«

Ich nickte. Als wir den Raum betraten, stellte er soeben das Rotweinglas ab. Er nickte Lady Sarah zu. »Ein hervorragender Wein, Madame. Das kann ich beurteilen.« Er drehte sich auf seinem Stuhl um, als Suko und ich den Raum betraten.

»Ah, es war hervorragend. Sagen Sie Madame noch einmal, daß Sie eine perfekte Köchin ist.«

»Hast du es gehört, Sarah?«

»Kinder, hört auf! Das ist alles halb so schlimm. Setzt euch lieber und hört zu.«

Wir alle nahmen wieder Platz, diesmal mit einem weiteren Gast am Tisch, der uns versonnen anschaute, sein Besteck sinken ließ und darum bat, rauchen zu dürfen.

»Gern«, sagte Jane. Sie holte ihm einen Aschenbecher.

Marc de Gache streckte die Beine aus. Er entspannte sich, und sein Blick bekam einen weiten und auch irgendwie leeren Ausdruck. Als der Zigarillo brannte und die ersten Rauchwolken sich vor seinem Gesicht etwas verteilt hatten, überraschte er uns mit seiner ersten Bemerkung, die wie ein Hammerschlag wirkte.

»Abbé Bloch ist ein Mörder!«

Wir saßen da und rührten uns nicht. Über meinen Rücken stahl sich eine Gänsehaut, und ich erkannte, daß es den Freunden nicht anders erging. Auch sie »froren«.

»Was ist er?« hauchte Lady Sarah.

»Ein Mörder. Er hat einen von uns erschossen, als dieser sah, wie der Abbé das Haus verließ, in den Wagen stieg und davonfuhr.«

»Aber er ist blind!« rief Jane. »Der Abbé kann nicht Auto fahren. Das ist unmöglich.«

De Gache nickte. »Das haben wir auch gedacht, aber er ist trotzdem gefahren.«

»Von wem wissen Sie das?«

»Von einem Zeugen, dem Gehilfen des Bäckers, der den Vorgang zufällig beobachtete.«

»Und wen hat er erschossen?« wollte Lady Sarah wissen.

»Hugo, einen noch jüngeren unserer Brüder. So ist das leider, wir konnten daran nichts ändern.«

»Was geschah weiter?« fragte Jane.
»Wie gesagt, er fuhr weg.«
»Wohin?«
»Das wissen wir nicht.«
»Vielleicht zur Kathedrale!« vermutete ich.
»Ein Mörder, Mr. Sinclair? Was hätte er in der Kathedrale suchen sollen?«
Ich nickte. »Ja, richtig.« Dann lehnte ich mich zurück. Mir war komisch zumute geworden. Ich dachte an den Abbé, den wir alle als guten, aufrechten und treuen Freund kennengelernt hatten. Er sollte ein Mörder sein? Das konnte ich nicht glauben. Auch in den Gesichtern der anderen las ich die Zweifel. Da mußte etwas anderes geschehen sein, davon waren wir alle überzeugt. Vielleicht hatte eine finstere Macht die Hand im Spiel. Baphomet und seine Diener.
»Was hat die Polizei herausgefunden?« Suko flüsterte die Frage quer über den Tisch.
»Nichts. Wir haben sie erst gar nicht eingeschaltet.«
»Statt dessen sind Sie zu uns gekommen?«
»Ja, Madame Goldwyn.«
»Meinen Sie, daß wir daran etwas ändern können?«
Er lächelte schmal. »Sie sind die einzigen, denen wir Vertrauen schenken.«
Suko nahm den Faden auf und spann ihn weiter. »Das heißt, Sie sind erschienen, um uns zu bitten, daß wir nach Alet-les-Bains kommen und uns um den Fall kümmern.«
»Das ist richtig.«
»Wann?«
»Wenn es möglich ist, möchte ich Sie bitten, daß Sie so rasch…«
»Also sofort?«
»Ja.«
»Und das zu Weihnachten«, murmelte Jane.
»Ich weiß, welch eine Last ich Ihnen damit aufbürde, aber ich könnte mir auch vorstellen, daß die Ereignisse es wert sind. Meinen Sie nicht?«
»Natürlich sind sie es wert«, erklärte Jane. »Das steht außer Zweifel. Was sagst du, John?«
»Ich kann nicht glauben, daß der Abbé den Mann erschossen haben soll.«
»Wir suchten überall nach«, erklärte de Gache. »Leider fanden wir von ihm nicht die geringste Spur. Er war und er blieb auch verschwunden. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Wir haben uns zusammengesetzt und beschlossen, daß einer von uns nach London fahren muß. Die Wahl ist auf mich gefallen. Jetzt bin ich hier. Es war schwierig genug, Sie zu finden.«

Ich lächelte versunken. »Das glaube ich Ihnen gern. Noch eine andere Frage hätte ich. Der Abbé besaß, wie Sie ja auch wissen, den Würfel. Was ist damit geschehen!«

De Gache hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir wissen nichts. Wir haben nach dem Würfel Ausschau gehalten. Sosehr wir auch suchten, wir konnten ihn nicht finden. Er war wie vom Erdboden verschluckt. Tut mir leid, der Abbé muß ihn wohl mit auf seine Reise genommen haben.«

Jane lachte auf. »Ein Blinder fährt Auto. Das will mir einfach nicht in den Kopf.«

»Und wenn er gar nicht blind ist«, meinte Glenda.

»Der ist blind. Wir haben doch erlebt, wie er hier um sein Augenlicht kämpfte.«

»Es war auch nur eine Bemerkung.«

»Die gar nicht so weit hergeholt ist«, stand ich Glenda bei. »Stellt euch einmal vor, jemand verspricht dem Abbé, ihm das Augenlicht zurückzugeben.«

»Wer sollte das sein?«

»Keine Ahnung, Jane. Vielleicht Baphomet? Jeder Mensch hängt doch an seinem Augenlicht. Viele würden alles dafür geben, wenn sie sehen könnten.«

»Aber nicht morden!« widersprach Lady Sarah und schränkte gleichzeitig ein. »Wenigstens nicht der Abbé. Nein, daran will und kann ich einfach nicht glauben.«

»Es fällt auch mir schwer«, gab ich zu.

»Da muß es einen anderen Grund geben!« erklärte Lady Sarah. Sie hieb mit der flachen Hand auf den Tisch. »Und ihr beide werdet ihn herausfinden. Ab nach Frankreich.«

»Schon wieder!« stöhnte ich.

»Diesmal ist es der Süden«, meinte Suko.

»Der soll ja bekanntlich wärmer sein als der Norden«, unterstützte Lady Sarah ihn.

Ich dachte über Alet-les-Bains nach. »Eine verflucht weite Strecke. Da kann man schon eine leichte Gänsehaut bekommen.« Ich schaute de Gache an. »Wie sind Sie eigentlich hergekommen?«

»Ich mußte den Bus, den Zug und das Flugzeug nehmen. Es war eine Tortur. Keine tolle Reise.« Er lächelte. »Aber jetzt habe ich alles hinter mich gebracht, hoffe ich.«

»Tja«, sagte Glenda Perkins und hob die Schultern. »Ich kann es mir nicht vorstellen, ich kenne den Abbé kaum, aber ich weiß trotzdem, daß ich ihm eine derartige Reaktion nicht zutrauen würde. Nein, das ist einfach nicht wahr.« Sie blickte den Templer an. »Was haben Sie für eine Erklärung? Sie waren doch immer bei ihm.«

»Ich weiß nichts. Der Abbé lebt zwar mit uns zusammen, er ist

trotzdem manchmal ein Fremder. Irgendwie kommt er uns vor wie ein Übervater. Trotz seiner Blindheit hatte er alles voll unter Kontrolle. Wir alle vertrauten ihm. Deshalb ist uns sein Verhalten ja so rätselhaft. Es will einfach nicht in meinen Kopf hinein, verstehen Sie das?«

»Das ist klar. Auch ich kann mir trotz der Zeugenaussagen nicht vorstellen, daß der Abbé getötet hat.« Suko malte mit dem. Fingernagel Kringel auf die weihnachtliche Tischdecke. »Ist Ihnen nichts an Bloch aufgefallen? Hat er sich in der letzten Zeit vielleicht anders verhalten? Manchmal merkt man gewisse Ereignisse am Verhalten eines Menschen. War er komisch zu Ihnen?«

Marc de Gache überlegte. »Wenn ich ehrlich sein soll«, meinte er nach einer Weile, »war da schon etwas.«

»Und was?«

»Das ist schwer zu sagen. Er hat hin und wieder von einem Friedhof gesprochen.«

»Wo liegt der?« fragte ich.

»Das wissen wir nicht. Er redete davon, daß er viele Gräber sah, wenn er mit dem Würfel Kontakt aufnahm. Sehr alte Gräber, deren Grabsteine aus dem Erdboden hervorschauten, verwittert waren und ein Geheimnis bergen müssen.«

»Ließ er sich darüber aus?«

De Gache schüttelte den Kopf. »Nein, er ging nie konkret darauf ein. Wahrscheinlich war er sich selbst nicht darüber im klaren. Wie gesagt, es war ein Geheimnis, und Sie wissen ja, daß Geheimnisse nicht gelüftet werden können, sonst sind sie keine mehr. Etwas kompliziert ausgedrückt, so ähnlich jedoch verhielt es sich bei diesen Dingen.«

»Hat er keinen Hinweis auf den genauen Ort des Friedhofs gegeben?« erkundigte sich Lady Sarah.

»Nein.«

»Liegt der Friedhof in der Nähe?« Wir ließen nicht locker. »Mußte er reisen, um ihn zu erreichen?«

»Keiner von uns wußte es. Er hat sich kaum darüber ausgelassen. Es blieb sein Geheimnis.« De Gache beugte sich vor. »Ich will Ihnen eines sagen. Wir haben auch nicht gewagt, ihn danach zu fragen. Es ging einfach nicht. Wir haben vor dem Abbé Respekt. Wäre die Zeit reif gewesen, hätte er uns schon eingeweiht.«

Ich nickte. »So sehen wir das auch.« Dann strich ich über mein Haar. »Ein alter Friedhof also«, murmelte ich. »Er muß das Geheimnis bergen, um das es geht. Ich kann mir einfach keine andere Lösung vorstellen. Ihr etwa?«

Die Freunde waren meiner Ansicht.

»Das hieße«, folgerte Suko, »daß wir uns auf den Weg machen müssen, um den Friedhof zu suchen.«

»Richtig.«

Mein Freund lächelte. »So etwas ist der richtige Job zwischen den Feiertagen.«

Ich lachte. »Was willst du machen? Silvester auf dem flachen Land ist mal etwas anderes.« Dann wandte ich mich an unseren Besucher.

»Sie werden es die folgende Nacht doch noch hier aushalten, nicht wahr?«

Er verzog das Gesicht. »Ja, wenn es sein muß. Glücklich bin ich darüber nicht.«

Die Reaktion überraschte mich. »Was haben Sie, Marc? Sie fühlen sich hier fremd, ich kann verstehen, daß…«

»Darum geht es nicht, Monsieur Sinclair, überhaupt nicht. Ich habe Sie schon genug in Gefahr gebracht«, flüsterte er und schluckte einige Male dabei.

Ich zwinkerte mit den Augen. »Tut mir leid, aber das müssen Sie mir genauer erklären.«

»Es ist so…« Er schaute uns alle an. »Ich kann es nicht beweisen, aber ich habe den Eindruck, als wäre ich auf dem Weg von Alet-les-Bains hierher verfolgt worden. Es war ständig das Gefühl da, beobachtet zu werden.«

»Von wem?« fragte Suko.

»Keine Ahnung.«

»Aber so etwas muß man doch erkennen oder sehen können«, sagte Lady Sarah.

»Tut mir leid, Madame. Es war das Gefühl. Dabei blieb es. Eine nicht sichtbare Aura des Bösen umschwebte mich. Sie war wie ein Hauch, der mich streifte, der mal verging, zurückkehrte und mich unter Kontrolle hielt. Wenn ich eingeschlafen war, bei der langen Reise gut zu verstehen, schreckte ich plötzlich nur deshalb hoch, weil ich den verfluchten Hauch in meiner Nähe spürte.«

»Ein Geist?« fragte Jane.

»So ähnlich. Ein Omen. Ich kann mir gut vorstellen, daß es Mächte gibt, die nicht wollen, wenn ich zu Ihnen komme und dafür sorge…« Er verstummte, schaute auf die Tischplatte und ebenfalls gegen seine zusammengelegten Hände. »Manchmal war mir, als hätte ich ein fürchterliches Gesicht gesehen.«

»Wie sah es aus?«

»Groß, grün, verschwommen, wie hinter einer Wand aus Licht liegend. Als hätte dort jemand hingepinselt, gemalt.« Er hob den Kopf und blickte auf die Scheibe des Fensters, die ihm direkt gegenüberlag. Dort würde er keine Antwort finden können – oder doch?

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. War er vorhin angespannt gewesen, so sah er jetzt ängstlich aus und gleichzeitig steinern. De Gache schüttelte den Kopf, drückte sich hoch.

»Was haben Sie?« fragte Lady Sarah.

Er streckte den rechten Arm aus. Mit der Spitze des Zeigefingers deutete er gegen die Scheibe. »Da!« hauchte er. »Dahinter… hinter dem Fenster – das Gesicht. Es ist da!« brüllte er plötzlich und schützte mit beiden Händen sein Gesicht, als hätte er Furcht davor, Schläge zu bekommen. Einen Moment später drehte er sich hastig um. Bevor wir noch eingreifen konnten, hatte er kehrtgemacht und hetzte aus dem Zimmer. »Ich muß weg!« brüllte er. »Ich muß weg…!«

Noch bevor einer von uns eingreifen konnte, war er im Flur und an der Haustür. Wuchtig riß er sie auf. Wir hörten den Schrei – und den verdammten Schuß…

***

Da standen Suko und ich bereits auf den Beinen. Wir waren von unseren Stühlen in die Höhe geschnellt. Im Abdrehen gelang mir ein Blick durch das Fenster.

Sehen konnte ich nicht viel. Trotz der Außenlampe und des beleuchteten Weihnachtsbaumes. Gerade sein Licht blendete mich etwas. Ich glaubte aber, einen Schatten zu sehen, der nach links hin wegtaumelte.

Suko war schneller als ich und stand schon auf der Schwelle zum Garten, als ich ihn erreichte. Mein Freund bewegte suchend den Kopf, da er Mühe hatte, den Franzosen zu entdecken.

»Da links!« Ich drückte mich an ihm vorbei, lief dorthin, wo die kahlen Büsche standen, die dem Boden entgegengebeugt waren, als hätten sie ein schweres Gewicht zu tragen.

Das mußten sie tatsächlich, denn de Gache war gekippt. Er lag auf den Zweigen, die unter seinem Gewicht wippten und knackende Laute von sich gaben, weil sie an einigen Stellen allmählich brachen.

Mein Freund hielt mir den Rücken frei, damit ich mich um den Mann kümmern konnte.

Bevor er die Zweige zusammenknickte, hielt ich ihn fest und zog ihn in die Höhe. Sein Gesicht hatte eine wächserne Farbe bekommen. Ich spürte an meinen Fingern etwas Nasses. Wasser war es nicht, denn das klebte nicht. Es war Blut.

Vorsichtig hob ich den Mann in die Höhe, nahm ihn auf meine Arme und zitterte unter dem Gewicht. Suko half mir, ihn ins Haus zu bringen. »Nichts mehr zu sehen«, flüsterte er.

Im Flur legten wir den Mann nieder. Seine Augen waren ohne Glanz. Der Tod hatte sie gezeichnet. Über die Lippen huschte ein Zucken. Lady Sarah wollte nach einem Arzt telefonieren.

»Nein, nicht!« hörten wir den Templer flüstern. »Es hat keinen Sinn, wenn du so etwas tust. Bitte, ich… nein …«

»Vielleicht kann er…« Ich hatte wider meine Überzeugung gesprochen, das merkte der Sterbende. »John, er kann nicht. Ein

Mensch spürt, wenn es dem Ende entgegengeht. Ich … ich muß euch noch etwas sagen, bevor ich die lange Reise antrete.«

»Gut – und was?«

Er schaute in die Höhe. Nur ich kniete neben ihm, die anderen hatten einen Kreis um ihn gebildet und schauten ihn aus besorgten Augen an. Um de Gaches Lippen zuckte es. »Versucht es zu finden. Ihr müßt das Gesicht finden. Ich habe es gesehen. Ein großes Gesicht, alt und mit grauen Haaren. Eine Haut wie eingepudert. Es ist das Böse, es hat mich verfolgt und nun eingeholt. Ja, das ist das Gesicht, das Böse…«

»Hast du es erkannt?«

Der Sterbende schaffte sogar ein Lachen. Es drang krächzend über seine Lippen. »Erkannt?« hauchte er. »Meine Güte, ich habe es erkannt. Bloch, Abbé Bloch…«

Es waren seine letzten Worte. Noch einmal verzog sich sein Mund, dann entspannte sich der Körper. Einen Moment später rührte sich Marc de Gache nicht mehr, er war gestorben.

Auch ich stand auf, nachdem ich die Augen des Toten geschlossen hatte. Erschüttert umstanden wir die Leiche. Ich schloß die Haustür.

Im Lichtschein der Flurbeleuchtung sahen die Gesichter meiner Freunde blaß und kalkig aus. Wir hatten den Heiligen Abend als einen Tag des Friedens feiern wollen, und nun war dieses grauenvolle Ereignis dazwischengekommen. Ein brutaler Mord vor unseren Augen, den wir nicht hatten verhindern können. Der Schuß war gefallen und hatte sich als tödlich erwiesen.

Weihnachten, das Fest des Friedens, war für uns zu einem Horrortrip geworden.

Lady Sarah fand als erste die Sprache wieder. »Ich habe ihm zunächst nicht so recht glauben wollen«, murmelte sie, »doch nun sehe ich das anders. Habt auch ihr seine letzten Worte vernommen?«

Wir nickten.

»Dann ist der Mörder Abbé Bloch!«

»Das will ich nicht glauben«, flüsterte ich. »Verdammt, ich kann es ihm einfach nicht abnehmen.«

»Ich auch nicht«, murmelte Jane.

Die anderen nickten.

Glenda aber fragte: »Sollte sich ein Mensch in den letzten Sekunde seines Lebens derart geirrt haben?«

»Nein!«

Sie nickte mir zu. »Also muß er es doch getan haben.«

»Er sprach von einem alten Gesicht«, sagte Suko. »Das muß nicht der Abbé gewesen sein. Er hat nicht davon geredet, daß sich auf dem Gesicht eine dunkle Brille befand.«

»Das wird er vergessen haben«, meinte Jane.

»Kann ich mir auch vorstellen.«

Suko sprach Lady Sarah an, die die Antwort gegeben hatte. »Jedenfalls müssen wir dann einen Mörder suchen, dessen Namen wir alle kennen und der uns ein Freund geworden ist. Abbé Bloch.«

Suko schlug gegen seine Stirn. »Das will einfach nicht in meinen Schädel. Irgendwie habe ich das Gefühl, ins Leere zu tappen.«

»Frag mich mal.« Ich ging zum Telefon, um im Yard anzurufen.

Die Kollegen würden sich darüber freuen, am Heiligen Abend einen Toten abholen zu müssen. Leider konnte ich es nicht ändern.

Die Kugel hatte den Templer genau dort getroffen, wo das Herz sitzt. Sie mußte von einem Könner, einem Experten abgefeuert worden sein. War der Abbé ein guter Schütze?

Suko wußte, worüber ich nachdachte, weil er den gleichen Gedanken aussprach. »Ich habe den Abbé nie mit einer Waffe erlebt, John. Oder kannst du dich daran erinnern?«

»Nein.«

»Hat er sich doch geirrt?«

»Das hoffe ich.«

»Aber du glaubst es nicht.«

Ich nickte. »So ist es.«

»Wir fliegen nach Frankreich?«

»Natürlich. Ich werde gleich in Heathrow anrufen, wie es mit den Maschinen aussieht. Paris, dann Toulouse, wir kennen die Strecke ja. In Toulouse nehmen wir uns dann einen Leihwagen…«

»Und wenn der Killer sich noch in London aufhält?« Suko vermied es bewußt, den Namen des Abbé auszusprechen.

»Meinst du?«

Er hob die Schultern. »Wenn wir davon ausgehen, daß er so etwas wie ein Geist ist, kann er natürlich die Plätze wechseln, ohne daß ein Zeitverlust entsteht.«

Ich winkte ab. »Das ist mir jetzt zu kompliziert.« Draußen hielten zwei Wagen. Es waren die Kollegen vom Yard, die mit verbissen wirkenden Gesichtern ihre Fahrzeuge verließen und durch den Vorgarten auf die Haustür zuschritten.

»Ein Toter zum Fest, Sinclair. Sie ersparen uns auch nichts«, wurde ich angesprochen.

»Hören Sie auf! Auch mir ist das alles unangenehm. Haben Killer je auf das Weihnachtsfest Rücksicht genommen?«

»Nein«, erwiderte der alte Zyniker. »Sie wissen ja, daß wir Bereitschaft haben.« Danach gab er seinen Leuten die Anweisung, den Toten in die Wanne aus Kunststoff zu legen, während ich einen knappen Bericht des Vorgangs gab.

Der Kollege nickte. Ich hatte meine Worte auf Band gesprochen.

Sie würden später abgetippt und mir zur Unterschrift vorgelegt werden. Den berechtigten Fragen, die den Mörder angingen, konnten

wir nur ausweichen, weil wir nichts dergleichen gesehen hatten.

Über de Gaches Entdeckung sagten wir natürlich nichts.

Ich zündete mir eine Zigarette an und betrat das Eßzimmer, wo der Tisch noch immer gedeckt war. Hinter der Fensterscheibe hatte de Gache das Gesicht schimmern sehen.

War es tatsächlich der Abbé gewesen oder eine Materialisation seines Kopfes. Dazu noch ohne Brille? Für mich war der Mann blind, und keine Macht der Welt konnte ihm je sein Augenlicht wieder zurückgeben. Keine Macht von dieser Welt.

Da wiederum begann ich nachzudenken. Ich wußte schließlich, daß es Kräfte genug gab, die wir mit unserem Verstand nicht begreifen konnten. Wenn jedoch dämonische Heilkräfte ins Spiel kamen, sah die Sache schon ganz anders aus. Da konnte es möglicherweise eine Heilung geben, und zwar im negativen Sinne.

Ich vernahm hinter mir leichte Schritte und drehte mich um. Jane Collins stand vor mir. Sie lächelte, doch ihr Lächeln wirkte etwas verzerrt. »Nun?« fragte sie leise.

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich suchst du ebenso verzweifelt nach einer Erklärung wie ich.«

»Stimmt.«

»Hast du eine gefunden?«

»Keine, die logisch wäre.«

Jane setzte sich auf die Kante eines Stuhls und schlug die Beine übereinander. Ihr enger Rock rutschte dabei in die Höhe. Ich schaute auf ihre Beine und gleichzeitig hindurch. »Das Rätsel können wir keinesfalls hier in London lösen, auch wenn der Killer in dieser Stadt aufgetaucht ist. Wir müssen nach Alet-les-Bains.«

»Am liebsten würde ich mitfahren.«

Ich winkte heftig ab. »Nein, laß das lieber bleiben. Diese Sache geht Suko und mich etwas an.«

»Kennst du denn einen Friedhof, der dort liegt?«

»Bisher nicht. Es muß auch nicht der Totenacker der kleinen Stadt sein. Jedenfalls werde ich eine bestimmte Waffe mitnehmen.«

Jane schnickte mit den Fingern. »Dunklen Gral?«

»Richtig.«

»Das würde ich auch tun. Nur über ihn kannst du mit dem Abbé, der den Würfel besitzt, Kontakt aufnehmen. Ich würde es an deiner Stelle schon hier in London versuchen.«

»Mal sehen.«

Es klopfte gegen die Tür. Ich erhob mich und sah den Kollegen vom Yard an. »Wir sind fertig«, meldete der Mann mit den grauschwarzen Haaren. »Wenn Sie noch etwas haben…«

»Auch nicht.«

Er nickte uns zu. »Na denn, fröhliche Weihnachten allerseits!«

Dann ging er hart lachend davon.
»Der Mann hat Humor«, murmelte Jane.
»Nein, der hat keinen mehr. Er ist ihm wohl vergangen.« Durch das Fenster schaute ich zu, wie die Kollegen in die Fahrzeuge stiegen und losfuhren.
Es war in der Tat ein trauriger Heiliger Abend geworden, womit keiner von uns hatte rechnen können. Für Lady Sarah tat es mir leid, die sich sehr viel Mühe gegeben hatte.
Ich sagte ihr das auch. Sie aber schüttelte den Kopf. »John, mein Junge, wenn man euch einlädt, muß man ja mit dem Schlimmsten rechnen. Oder bist du anderer Meinung?«
»Ich wäre es gern.«
»Okay, wir holen das nach. Jetzt etwas anderes. Sukos und dein Plan hat sich nicht geändert?«
»Um keinen Deut«, gab ich kopfschüttelnd zurück. »Wir werden morgen versuchen, bis nach Alet-les-Bains zu kommen.«
»Viel Glück, Junge.«
»Danke, das werden wir brauchen können.« Bei dieser Antwort war mir doch etwas flau in den Knien…

***

Im Süden, jedoch meilenweit entfernt und wegen des klaren Tages dennoch wie scharf abgebildet zu sehen, grüßten die schroffen Gipfel der Pyrenäen, die wie eine gewaltige, mit Puderzucker bestreute Wand das Land von Ost nach West teilten.
Puderzucker lag nicht auf den Gipfeln, dafür eine dicke Schneedecke und auch Eis.
Dort hatte es geschneit, doch weiter nördlich, wo sich die nicht so hohen Berge befanden, lagen nur hin und wieder weißgraue Flecken, denn der gefallene Schnee taute auf dem noch warmen Boden sehr schnell weg. Wir waren froh darüber, so konnten wir unser Ziel ohne große Rutschpartien erreichen.
Wir kannten die Gegend.
Alet-les-Bains liegt in einer weiten Talmulde, wo die Hänge erst sanft anstiegen, dann aber gegen kantige Bergflanken münden, die sich wie wuchtige Wächter in den Himmel schieben und an einigen Stellen von schmalen Canyons durchschnitten werden.
Einer dieser Einschnitte führte in die Kathedrale der Angst, wie sie einmal geheißen hatte. Ein Felsendom, den die Natur in einer Laune geschaffen hatte und der einen makabren Gast beinhaltete.
Ein silbernes Skelett, das als letzte Ruhestätte einen Steinsarg bekommen hatte.
Es war Hector de Valois, ein alter Templerführer, der vor Jahrhunderten gelebt hatte und in mir wiedergeboren war. Weshalb

seine sterblichen Überreste als Skelett in der Kathedrale lagen, war mir bisher ein Rätsel geblieben.

In diesem Fall interessierte uns die Kathedrale auch nicht, denn wir wollten direkt in den Ort, wo sich die Templer, die gegen Baphomet kämpfen, niedergelassen hatten. Abbé Bloch hatte seine letzten Getreuen um sich versammelt, um dem Bösen die Stirn zu bieten, was wohl ein langer Kampf werden würde, denn bisher gab es weder einen Gewinner noch einen Verlierer.

Man kannte uns in Alet-les-Bains. Nicht zum erstenmal führte uns der Weg in diese geheimnisvolle Region, in der uralte Geheimnisse verborgen lagen, die bis zum Beginn der Zeitrechnung zurückgingen. Details kannten wir nicht und wußten auch nicht, ob diese Dinge etwas mit unseren Fällen zu tun hatten.

Es war der zweite Weihnachtstag, als wir den schmalen Weg hinab in das kleine Tal fuhren. Wind hatte den Himmel frei von Wolken gefegt und ihn zu einer weiten Fläche gemacht, die wie eine Platte über dem Land lag und fern im Süden gegen die Schneegipfel der Pyrenäen stieß und noch darüber hinwegglitt.

Alet-les-Bains ist ein stiller, irgendwie verschlafen wirkender Ort.

Gegen Mittag allerdings, das wußten wir aus Erfahrung, herrschte meist mehr Betrieb. Deshalb wunderten wir uns, wie wenig Menschen sich auf den Straßen befanden. Selbst die geschmückten Weihnachtsbäume wirkten irgendwie befremdend. Ihre Lichter kamen uns blaß und deplaziert vor.

Nicht einmal Tiere liefen zwischen den alten Häusern herum. Der Kirchturm stieß als graue Spitze in den Himmel. Ein einsamer Lieferwagen fuhr aus dem Ort und einen der Hänge hoch, wo die Ferienhäuser reicher Großstädter lagen.

»Wohin?« fragte Suko.

»Zum Haus der Templer.«

»Und dort wird sich alles aufklären?«

Ich hob die Schultern. »Man kann es nur hoffen.« Ich lenkte den Renault in die nächste Kurve. Im Sommer hätten wir hier wieder eine Hitze gehabt. Jetzt quoll nicht einmal Staub unter den Reifen hoch, weil die Erde noch feucht war. Das viele Moos wirkte ebenso farblos wie die Dächer der Bauten. Kein Sonnenstrahl durchstreifte das Tal, trotz des hohen, weiten Himmels.

Suko schüttelte den Kopf. »John, ich habe ein komisches Gefühl. Das gefällt mir irgendwie nicht.«

»Was ist der Grund?«

»Den kann ich dir auch nicht sagen. Mir kommt nur der Vergleich mit einer Totenstadt in den Sinn. Ja, dieses Alet-les-Bains ist eine Stadt der Toten. Kein Leben – Menschen und Tiere halten sich zurück, als hätten sie etwas Schreckliches erlebt oder vor irgendeinem

Ereignis sehr große Angst.« Suko räusperte sich. »Oder sehe ich das falsch?«

»Nein.«

»Ob dieser de Gache mehr gewußt hat?«

»Vielleicht. Nur ist er nicht mehr dazu gekommen, uns alles zu sagen.«

Wir hatten mittlerweile den Mittelpunkt des Ortes, den Marktplatz, erreicht, von wo schmale Straßen in alle vier Himmelsrichtungen abzweigten. Auch an diesem Ort ließ sich kein Mensch blicken.

Ich schaute gegen die kleinen Fenster der Häuser. Von einer weihnachtlichen Stille konnten wir nicht sprechen. Diese hier kam uns eher bedrückend vor. Ja, wie auf einem Friedhof.

»Fahr zu den Templern«, bat Suko. »Hier wirst du keine Antwort bekommen.«

Ich startete noch nicht. »Weißt du was? Es kommt mir vor, als hätten die Bewohner von Alet-Les-Bains ihren Ort verlassen.«

»Was könnte der Grund gewesen sein?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Auf mich wirkt es so, als wären sie von einem Fluch getroffen worden.«

»Das kann hinkommen.«

»Mal sehen.« Ich ließ den Renault anrollen. Vorbei an geschlossenen Geschäften fuhren wir ebenso wie an Häusern in und an denen sich nichts rührte.

Fremde Fassaden, mit Fenstern wie viereckig hineingeschnittene Glotzaugen. Zwischen den Gassen lag der graue Tag.

Die Templer lebten in einem Haus, das nicht direkt im Ortskern lag. Am Fuße eines Hanges war es gebaut worden, und den Weg dorthin nahmen wir.

Vor dem Haus konnten mehrere Wagen parken, so viel Platz war vorhanden. Noch im Fahrzeug sitzend, fiel uns auf, wie leer das Gebäude wirkte. Niemand trat aus der Tür, keiner ließ sich hinter den Fenstern blicken, um uns zu begrüßen. Dabei waren wir sicher, daß man unsere Ankunft entdeckt hatte.

Suko runzelte die Stirn, als er als erster den Wagen verließ. Er blieb stehen, drehte sich und stellte den Kragen hoch, wobei er noch in den Himmel blickte. »Das riecht nach Schnee«, meinte er.

»Hoffentlich später.« Ich schlug bewußt laut die Fahrertür zu.

Auch dann erlebten wir keine Reaktion.

Mein Freund war bereits auf die Haustür zugeschritten. Es war eine dieser wuchtigen, alten Holztüren, die so leicht nicht zerstört werden konnten.

Suko klopfte einige Male an. Wir hörten nur die Echos der Geräusche, es öffnete niemand.

Er drehte den Kopf nach links. Die Augenbrauen hatte er leicht

angehoben. »Da ist wohl niemand zu Hause.«
»Das scheint mir auch so.«
»Gehen wir trotzdem hinein.«
»Klar.«
Suko probierte es, die Klinke nach unten zu drücken. Die Tür war nicht verschlossen. Mit etwas Kraft ließ sie sich öffnen.
Vor uns lag der Flur so, wie wir ihn kannten. Ich sah auch das Holzkreuz an der Wand, die Bank, die hell getünchten Fenster. All das kam uns bekannt vor, aber es erschien niemand, um uns willkommen zu heißen. Wer immer hier lebte, hielt sich zurück, aus welchen Gründen auch immer.
»Die sind ausgeflogen«, stellte Suko fest. »Du kannst mir nicht sagen, daß jemand im Haus lebt.«
»Wir werden es trotzdem durchsuchen.«
»Darauf möchte ich auch bestehen.« Suko räusperte sich. »Wichtig wäre das Zimmer des Abbé. Schauen wir es uns zuerst an?«
»Okay.«
Der Raum lag in der ersten Etage, wo die alte, wuchtige, geschwungene Holztreppe endete. Das dunkle Material bildete einen Kontrast zum hellen Weiß der Wände.
Suko ging vor mir. Ich schaute zurück, sah in die Schatten hinein und bekam das Gefühl, als würden sie leben. Vor mir hinterließen Sukos Tritte Echos. In der ersten Etage sahen wir die gleichen dunklen Türen wie unten.
Der Abbé wohnte auf der rechten Seite. Ein schlichtes Zimmer gehörte ihm, auch die anderen Brüder lebten nicht komfortabel. In ihren Zimmern war die Einrichtung spartanisch. Was zum Leben und Studieren benötigt wurde, das war allerdings vorhanden.
Um nicht unliebsame Überraschungen zu erleben, klopfte Suko gegen die Tür. Wir vernahmen nur das Pochen, aber keine Antwort.
Der Raum dahinter schien leer zu sein.
Als Suko mich anschaute und nickte, öffnete er die Tür. Sie knarrte ein wenig in den Angeln und schleifte auch über die blankgescheuerten Bohlen des Bodens. Der Lichtschalter ließ sich noch drehen und bestand aus schwarzem Kunststoff.
Suko drehte ihn nach rechts. Sein Blick fiel in den leeren Raum. Ich schaute über Sukos Schulter hinweg, sah das mit Büchern vollgestopfte Regal, den verschlossenen dunklen Schrank, den Tisch, die Stühle, das spartanische Bett, aber keinen Abbé Bloch.
Wir gingen in den Raum hinein. Unsere Füße setzten wir vorsichtig auf, da wir die spannungsvolle Stille nur so sanft wie möglich unterbrechen wollten.
Der Raum schwieg uns an, ebenso wie das gesamte Haus. Nichts war zu hören, kein fremdes Geräusch wehte gegen unsere Ohren.

Suko war bis zum Bett vorgegangen und drehte sich um, wobei er die Schultern hob. »So leer wie das übrige Haus«, erklärte er mit leiser Stimme.

Ich ließ mich auf einem der Stühle nieder. »Weg«, sagte ich leise.

»Die Templer sind verschwunden.«

»Nur die Templer?« fragte Suko gegen.

Ich begriff. »Du denkst an den Ort, der ebenfalls verlassen wirkt.«

»Der ist verlassen, John! Die Leute wollten nicht mehr bleiben. Sie haben es vorgezogen, Alet-les-Bains den Rücken zu kehren. Irgend etwas muß sie vertrieben haben.«

»Etwas Grauenvolles.«

Er nickte. »Ein unheimlicher Vorgang…«

»Oder Mord?«

Suko schluckte und starrte mich hart an. »Moment, John, willst du damit sagen, daß die Templer und die Bewohner von Alet-les-Bains einem Mörder zum Opfer gefallen sind?«

»So ähnlich sehe ich das.«

Er strich über sein Haar. »Das ist ein verflucht schwerer Vorwurf, John. Und durch nichts bewiesen.«

»Ich weiß es selbst, doch ich rechne mit dem Schlimmsten.« Während der Worte ging ich auf den Schrank zu, weil ich wußte, daß der Abbé dort den Würfel aufbewahrte.

Die Türen waren nicht verschlossen. Ich zog die rechte auf, schaute in die mit Wäsche vollgestopften Fächer, sah die wenigen Kleidungsstücke an Bügeln über der Stange hängen, aber den Würfel des Heils konnte ich nirgendwo entdecken.

»Er muß ihn mitgenommen haben, Suko. Der Würfel ist nicht da.«

Ich nickte langsam. »Allerdings frage ich mich, welch einen Grund er gehabt haben könnte.«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Der Würfel ist verschwunden, ein Mord geschah, ein Blinder fuhr mit dem Wagen weg. Alles Dinge, die nicht zusammenpassen, und doch muß es eine Verbindung geben.«

»Du hast noch einen Hinweis vergessen, John. Denk an den Friedhof, von dem der Abbé gesprochen haben soll. Wir sollten versuchen, ihn zu finden.«

»Ich kann mir kaum vorstellen, daß der Friedhof von Alet-les-Bains gemeint sein soll.«

»Nachschauen kostet nichts.«

»Willst du das übernehmen?«

Mein Freund lächelte. »Was hast du ausgeklügelt?«

»Nicht viel. Ich möchte mich nur näher mit dem Würfel beschäftigen. Vielleicht schaffe ich es mit seiner Hilfe, den direkten Kontakt zu dem Abbé zu bekommen, das ist alles.«

Der Inspektor nickte mir zu. »Einverstanden, John. Teilen wir uns die Aufgabe.«

Wir verließen den Raum. Ich löschte das Licht und trat nach Suko hinein in die Stille des Hauses. Auch dann meldete sich niemand.

Alles wirkte wie ausgestorben.

Wir stiegen die Treppe hinab. Auf meinem Rücken lag ein kalter Schauer. Eine Gänsehaut, die einfach nicht weichen wollte und noch blieb, als wir das Haus längst verlassen hatten.

Suko schaute und sprach gegen den Wind. »Wo der Friedhof ist, wirst du mir sicherlich sagen können, weil ich es vergessen habe.«

Ich deutete die Richtung an. »Du mußt nur ein Stück den Hang hochgehen. Aber halt die Augen auf!«

»Sicher.« Er schaute auf die Uhr. »Sehen wir uns in einer halben Stunde?«

»Kann sein.«

»Was ist, wenn bis dahin nichts passiert?«

»Dann, mein Lieber, sehe ich mich gezwungen, der Kathedrale einen Besuch abzustatten.«

»Die Idee ist nicht schlecht. Kann sein, daß er nur das Skelett besuchen wollte.«

»Wer weiß.« Ich schaute Suko nach, als er davonging. Wir beide hatten leise miteinander gesprochen. Jedes laute Wort war uns fehl am Platze erschienen. Ich dachte an den Lastwagen, den wir aus dem Ort hatten fahren sehen. Waren es die letzten Menschen gewesen, die Alet-les-Bains verlassen hatten? Wie Flüchtlinge vor der großen Katastrophe?

Wenn ja, was brachte diese Katastrophe dann? Ein Friedhof, ein Gesicht, Tote – mit diesen trüben Gedanken ging ich zurück zu unserem Leihwagen.

Der Dunkle Gral lag auf dem Rücksitz. Ob ich beobachtet wurde, wußte ich nicht. Es war mir auch egal. Meinetwegen konnten die Leute sehen, womit ich mich beschäftigte.

Suko war längst verschwunden, als ich die wertvolle Waffe in die Hand nahm. Beide Hände legte ich um den goldenen Kelch und hielt ihn dabei gerade, damit die Kugel nicht aus der Öffnung fiel.

Den Gral haltend, setzte ich mich auf den Rücksitz, die Beine durch die offene Tür nach draußen gestreckt. Im Fahrzeug wäre ich mir vorgekommen wie in einem Gefängnis.

In Sichtweite führten Gassen der Ortsmitte zu. Niemand ließ sich dort blicken. Nur eine neugierige Katze hockte an der Einmündung einer Gasse neben einem hohen Stein und schaute mir zu. Wir beide waren so etwas wie Leidensgenossen.

Das Tier verschwand, als ich mich etwas hastig bewegte. Sie ließ mich mit dem Gral allein zurück, der eine Templer-Vergangenheit

aufweisen konnte.

Auch der Abbé Bloch gehörte zu dieser Gruppe. Er war derjenige, der in der Gegenwart noch die Fahne dieser Gruppe hochhielt, die noch den alten Idealen nachgingen und sich nicht an den falschen Propheten Baphomet gehängt hatten.

Zudem gehörte er zu den magisch sensiblen Personen. Das heißt, er war ein sensitiver Mensch, besonders stark seit dem Verlust seines Augenlichts. Da hatte der andere, der sechste Sinn, stärker zum Vorschein treten können.

Und er besaß ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel, den Würfel des Heils, zu dem es noch ein genaues Gegenstück gab, der sich im Besitz des Spuks befand.

Dieser Würfel ermöglichte es dem Abbé, auch über große Entfernungen hinweg mit anderen, ähnlich sensitiv veranlagten Menschen, Kontakt aufzunehmen. Darauf hoffte ich wiederum.

Der Gral, der Würfel und der Abbé sollten, wenn eben möglich, ein magisches Dreieck bilden, wobei ich mich als den Ausgangspunkt dafür ansah.

Eigentlich wies das Gold des Grals eine gewisse Kühle auf. Durch den Kontakt meiner Hände allerdings hatte es sich erwärmt. Mir schien es, als wäre Leben hineingekrochen, das mir eine Botschaft übermitteln wollte. Ich selbst rührte mich nicht vom Fleck, hockte auf dem Autositz und kam mir versunken vor. Die Umgebung kümmerte mich nicht mehr. Sie schwamm vor meinen weg.

Ich sah nur den Gral, die geheimnisvolle Kugel, die haargenau in den Ausschnitt des Kelchs hineinpaßte. Diese Kugel hatte einmal Tanith, der leider ermordeten Wahrsagerin gehört.

All dies waren Dinge, die irgendwie in einem großen Zusammenhang standen, doch der Durchblick fehlte mir allerdings. Ich hatte bisher nur Teile kennengelernt. Auch die reichten aus, um die Welt oft mit anderen Augen sehen zu können.

Eine Welt, die vielen verborgen blieb, die mich allerdings sehr interessierte und ungemein stark in mein Leben hineinstrahlte und es immer wieder beeinflußte.

Geheimnisvoll schimmerte das Glas der Kugel. Ein rötliches Glas, fast durchsichtig, verschwommen und dennoch klar. Seinen Ausdruck und seine Farbe manchmal verändernd, wenn sie von gewissen Energien durchflossen wurde.

Da reagierte sie wie der Würfel, deshalb suchte ich den Kontakt zwischen den Beinen.

Die Konzentration ließ mich ungemein ruhig werden. Die Umwelt hatte ich völlig vergessen. Der Gral war wichtig, der Kontakt. Meine Gedanken wanderten, sie suchten das Ziel, sie waren wie Schreie, die jemand erreichen mußten.

In der Kugel tat sich noch nichts. Aber ich spürte an der Erwärmung des Kelchs, daß der Gral sich magisch regte. Jetzt hoffte ich auf eine Verbindung zwischen meinen Gedanken und ihm.

War es soweit?

Ich spürte das leichte Ziehen im Kopf. In meinen Schläfen war es vorhanden und breitete sich aus. Etwas tuckerte, Bilder entstanden, aber nicht in meiner Phantasie, dafür innerhalb der Kugel.

Ein Gesicht?

Nicht das der Tanith, der die Kugel einmal gehört hatte, sondern das eines Mannes.

Der Abbé!

Der Kontakt war da!

Zum erstenmal, so kam es mir jedenfalls vor, konnte ich durchatmen. Ich hielt nicht mehr den Atem an, ein Gefühl der Erlösung durchströmte mich, und meine Gedanken konzentrierten sich noch stärker allein auf das Gesicht des Abbés.

Es sah aus wie immer. Ich entdeckte nichts, was mich hätte mißtrauisch machen können. Keine Wunde in der Haut, nichts in den Augen, nur eben die dunkle Brille, hinter der alles verborgen blieb.

Ich mußte ihn telepathisch ansprechen und schickte ihm deshalb meine Gedanken entgegen, dies alles in der Hoffnung, ihn auch zu erreichen.

»Abbé! Abbé Bloch!« Es klang wie ein Schrei in meinem Hirn. Ich hörte auch das Echo, als würde der Gedanke in einer gewaltigen Halle verklingen.

Nichts – keine Antwort.

Ich gab nicht auf, weil ich wußte, daß der Erfolg bei diesen Dingen oft auf sich warten ließ.

Wieder strömte mein Ruf. »Abbé! Melde dich! Ich möchte dich sprechen. Du mußt mir Antwort geben.«

Sein Gesicht in der Kugel blieb. Durch die Krümmung kam es mir perspektivisch verzerrt vor. Es verlief von links nach rechts, als hätte man es in einem Halbbogen dicht unterhalb des Kugelglases gemalt.

Eigentlich hatte ich auch erwartet, den Würfel zu sehen, es blieb beim Gesicht des Abbés, mehr nicht, keine Schultern, keinen Körper, weder Hände noch Arme. Nur der Kopf schwebte in der Kugel. Die grauen Haare schimmerten silbrig, hinter den dunklen, fast pechschwarzen Gläsern der Brille war nichts zu sehen. Trotzdem war ich sicher, daß er mein Rufen gehört haben mußte.

Etwas strich an meinen Füßen entlang und schreckte mich hoch aus meiner Konzentration hoch. Die kleine Katze, die ich schon kannte, hatte sich wieder auf den Weg gemacht. In der Nähe blieb sie hocken und schaute mir zu.

»John…!«

Da war die Antwort. Leise gesprochen, in meinem Kopf zu hören wie ein feines Klingeln, das wie die Botschaft mehrere Glocken durch meinen Kopf wehte.

Mir rann eine Gänsehaut den Rücken hinab. Dieses Klingeln, eingefaßt in Worte, gehörte zu der Antwort, die mir der Abbé gegeben hatte. Endlich, mußte ich sagen.

»Du hast mich gehört?«

»Ja, aber du bist weit weg. So ungeheuer weit für mich entfernt. Bitte, ich kann…«

»Wo bist du, Abbé? Wo?«

»Gräber, die Gräber der Ahnen!« raunte es mir entgegen. »Der Friedhof, die Gräber… die Gräber der Ahnen. Bei ihnen bin ich. Da mußte ich einfach sein. Es ist schlimm, sehr schlimm… das Grauen, der Friedhof, die Gräber der Ahnen …«

Mir brannte eine entscheidende Frage auf der Seele. Zunächst zögerte ich noch, sie zu stellen, dann platzte ich einfach hervor. »Hast du den Mann erschossen, Abbé? Hast du ihn getötet?«

Ich hatte mit keiner direkten Antwort auf meine sehr spezielle Frage gerechnet, aber die, die ich bekam, trieb mir den Schweiß aus den Poren, denn das Gesicht des Abbé verschwamm für einen Moment, bevor es wieder sichtbar wurde.

Es hatte sich verändert.

Die Züge waren die gleichen geblieben. Nur eines fehlte innerhalb im Gesicht.

Die dunkle Brille!

Sie war so plötzlich verschwunden, als hätte man sie mit einem Riesengummi einfach wegradiert. Wie früher konnte ich gegen das normale Gesicht des Abbés schauen, sah die dunklen Augen und die hohe faltige Stirn darüber.

Noch etwas hatte sich verändert.

Bisher war in der Kugel nur das Gesicht des Abbés zu sehen gewesen. Jetzt sah ich es auch, aber es schwebte über einem gewaltigen Areal, das mir als unheimlicher Ort vorkam, ein Ort, vor dem sich viele Menschen fürchteten.

Es war ein Friedhof!

Düster, wie ich selten einen erlebt hatte. Kantige, uralte Grabsteine wuchsen hervor aus einer über den Totenacker schwimmenden Suppe. Als ich genauer hinschaute, konnte ich erkennen, daß es kniehohe Nebelschwaden waren, die über das Gelände trieben und die Ähnlichkeit mit fließendem Wasser aufwiesen.

Ein unheimliches Bild, wobei mir das Gesicht vorkam, als würde es den Friedhof beherrschen.

Starr schauten die Grabsteine aus dem fließenden Nebelmeer.

Stumme, uralte, verwitterte Wächter, von denen der Abbé

höchstwahrscheinlich auch gesprochen hatte.

Die Gräber meiner Ahnen…

Ich erinnerte mich genau an seine Worte. Er hatte sie erwähnt, und dieser Friedhof bestand aus einem alten Gräberfeld. Gleichzeitig dachte ich an Suko. Er war unterwegs, um einen Friedhof zu finden.

Waren er und der, den ich in der Kugel sah, identisch?

Das Gesicht starrte mich an. Die dunklen Pupillen wirkten wie geschliffene Steine – starr, kalt und ohne Gefühl. Sie starrten mich an, als wollten sie mich durchbohren, und mir fielen im ersten Augenblick keine Worte ein.

Der andere antwortete.

Sein Mund zuckte zunächst, bis er sich in die Breite verzog, was wahrscheinlich bei ihm so etwas Ähnliches wie ein Lächeln darstellen sollte. Auf mich wirkte es wie ein teuflisches Grinsen. Ich hätte mich nicht einmal gewundert, wenn aus der Stirn plötzlich Hörner gewachsen wären, um zu beweisen, wer sich tatsächlich hinter diesem noch menschlichen Gesicht verbarg.

War es der Abbé?

Alles sprach dafür. Jede Einzelheit paßte ebenso zu ihm wie zu dem Gesicht mit der Brille.

Was es genau zu bedeuten hatte, darüber konnte ich nichts sagen.

War der Abbé von seinem schrecklichen Schicksal geheilt worden?

Es hätte mich sehr gefreut, aber so einfach konnte das meiner Ansicht nicht gewesen sein. Da steckte etwas dahinter.

Ich schickte ihm wieder meine Gedanken entgegen. »Abbé Bloch – du mußt mir sagen, was geschehen ist! Deine Augen, die sind…«

Er grinste noch breiter. Irgendwo aus dem Hintergrund erschien eine Hand, die sich zur Klaue spreizte und so aussah, als wollte sie sämtliche Grabsteine auf einmal aus dem nebelüberwucherten Boden zerren, um sie fortzuschleudern.

»Der Friedhof seiner Ahnen…« In meine Gedanken hinein schwang die orakelhafte Antwort, bevor die Brücke zusammenbrach und aus der Kugel das Gesicht und der alte Totenacker von einem Moment zum anderen verschwanden.

Aus – vorbei…

Ich schaute gegen die Kugel, die wieder ihre Normalität zurückbekommen hatte.

Der Dunkle Gral hatte seine Pflicht getan und mir ein Orakel eröffnet. Ansonsten stand ich allein.

Ich ließ den Kelch sinken und bemerkte, daß sich mir die letzten Minuten den Schweiß auf die Stirn getrieben hatten. Vom Sitzen war ich steif geworden, stand auf und schaute gegen den hohen Himmel weit über mir.

Dort trieben die Wolken wie lange Zungen aus Blei heran. Sie

erinnerten mich an den Nebel, der den Friedhof als fließendes Tuch überdeckt hatte. Der Wind wehte kalt von den Bergen und ließ mich frösteln. Die Katze war verschwunden, Mutterseelenallein befand ich mich auf dem Platz und schluckte den schlechten Geschmack runter.

Viel hatte ich nicht erreicht. Meiner Ansicht nach lag die Lösung des Falles in einer bestimmten Bemerkung, die der Abbé von sich gegeben hatte. Der Friedhof meiner Ahnen.

Das genau war die Spur!

Wo fand ich ihn? Hier am Ort? Hatte Suko ihn schon längst entdeckt? Existierte er vielleicht in einer anderen Welt? Und wo hielten sich die anderen Templer verborgen?

Waren sie schon gegangen, um dem Friedhof einen Besuch abzustatten? Wollten sie das Rätsel ihres Abbés dort lösen?

Über seine Ahnen hatte der Abbé mit mir nie gesprochen. Ich wußte nichts über seinen Background, wer sein Vater, Großvater oder die Menschen gewesen waren, die noch vor ihnen gelebt hatten. Jedenfalls waren sie auf einem bestimmten Friedhof begraben.

Plötzlich hörte ich Schritte. In diesem totenstillen Ort schreckten sie mich auf, obwohl sie normal gesetzt worden waren. Ich schaute nach links, wo ich das Geräusch vernommen hatte.

Da war nichts.

Mein Blick glitt zur anderen Seite hin.

Auch dort sah ich nichts.

Nun steigerte sich das Geräusch der Schritte. Nicht nur eine Person ging durch das Dorf, es waren mehrere, die auf mich zukamen.

Unsichtbare näherten sich mir.

Ich kam mir vor wie auf dem Präsentierteller. Die anderen konnten mich möglicherweise sehen, ich sie aber nicht. Nur hielten sie mich umkreist.

Und dann wehte mir das Flüstern entgegen. »Wir sind da!« hörte ich die Stimmen wie einen fernen Hauch. »Wir sind gekommen…«

»Wer seid ihr?« rief ich laut.

»Seine Ahnen. Wir sind gekommen, um ihn zu begraben. Wir werden ihn holen…«

Ich wußte genau, daß damit nur eine Person gemeint sein konnte.

Abbé Bloch!

***

Suko war durch den Ort gegangen und hatte sich nur mehr gewundert. Kein Mensch war ihm begegnet. Weder einen Hund noch eine Katze sah er, auch keinen Vogel, sondern war hineingeschritten in die unheimliche Stille dieser Zeit zwischen den Jahren.

Diese Tage kamen ihm vor wie eine Abrechnung mit dem Vergangenen, wo der Mensch ganz allein und auf sich gestellt war und

über die verflossenen Monate nachdachte.

An der Kirche hatte er seinen Weg unterbrochen. Zunächst hatte er sich nicht getraut, hineinzugehen, war dann von dem Gedanken ausgegangen, daß die Bewohner von Alet-les-Bains möglicherweise in der Kirche Schutz gesucht hatten.

Die alte Tür war nicht verschlossen. Sie knarrte, als Suko sie aufzog.

Sein Blick fiel in das leere Kirchenschiff. Vorn am Altar brannte das Ewige Licht. Eine kleine rote Lampe, die den Lebensfunken und das Symbol der Hoffnung abstrahlte.

Die Bänke, die Kanzel und die Figuren an den Wänden schienen von der Stille erdrückt zu werden; die auch bei Suko eine Gänsehaut hinterließen.

Unheimlich war es…

Er räusperte sich einige Male und lauschte dem Echo nach. Dann verließ er das Kirchenschiff und ging den schmalen Weg an der Westseite vorbei, der ihn auf den kleinen Friedhof der Gemeinde brachte. Buschwerk verdeckte zahlreiche Grabsteine und Kreuze.

Der Friedhof war sehr alt, er gehörte der Vergangenheit an, denn beerdigt wurde hier niemand mehr. Wenn der Abbé von einem Friedhof gesprochen hatte, mußte er einen anderen gemeint haben.

Suko stieß ein rostiges Eisentor auf und verließ den einsamen Totenacker. Der schmale Weg führte bergauf. Winterlich kahle Büsche säumten ihn. Sukos Blick glitt den Hang hoch, bis dorthin, wo die Ferienhäuser der Städter standen, die mit Alet-les-Bains selbst nichts zu tun hatten. Sie und die Bewohner der Stadt, das waren zwei verschiedene Welten.

Die Häuser krallten sich mit ihrem Gestein im harten Boden fest.

Hinter den Fenstern schimmerte kein Licht. Jedes Haus wirkte tot und verlassen.

Da Suko das Gefühl hatte, verfolgt zu werden, drehte er sich einige Male um, sah jedoch niemanden.

Dafür sah er, wie sich eine Stalltür bewegte. Der Eingang zu einem schmalen Anbau wurde von innen aufgedrückt, und eine alte Frau erschien. Sie trug ein langes Kleid, eine Stola über der Schulter und ein Kopftuch. Alles in dunklen Farben.

Nur ihr Gesicht unter dem Kopftuch wirkte heller. Als sie Suko sah, blieb sie stehen.

Auch der Inspektor ging nicht mehr weiter. Er versuchte, im Gesicht der Frau zu lesen, wie sie ihm gegenüber eingestellt war, konnte jedoch keine äußerlichen Anzeichen von Feindschaft entdecken.

Langsam und freundlich nickend ging er auf die alte Frau zu.

»Bonjour«, grüßte er und fragte danach: »Wer bist du?«

Sie hob mit einer müden Bewegung den Arm und deutete auf zwei schwarze Vögel, die über dem Ort hinwegsegelten. »Ich bin wie sie.

Nur habe ich es noch nicht geschafft. Ich muß warten, ich muß bleiben, aber ich werde auch gehen.«

»Darf ich nach dem Ziel fragen?«

»Suchst du es etwa auch?«

»Ich suche den Friedhof, von dem der Abbé gesprochen hat.«

Die Frau war nicht einmal überrascht, als Suko den Namen des Abbés ausgesprochen hatte. »Ja, ich weiß. Er hat es uns gesagt. Es ist furchtbar für ihn und uns.«

»Der Friedhof?«

»Alles, mein Freund. Du bist fremd, aber ich kenne dich.« Sie wies mit dem Zeigefinger auf ihn. »Ich habe dich schon gesehen. Bist du nicht aus einem anderen Land?«

»Ja, aus England. Ich bin ein Freund des Abbés.«

»Das weiß ich auch.«

»Ich möchte ihn finden. Ihn, die anderen Templer und die Menschen, die hier gelebt haben. Wo sind sie? Weshalb sind sie verschwunden? Der Ort ist tot und leer. Es muß einen Grund haben. Und weshalb bist du nicht mitgegangen?«

»Ich bin die letzte, und ich werde jetzt gehen. Ich muß den Ort verlassen, um auch meine letzten Jahre noch leben zu können. Jeder Mensch, der hier bald angetroffen wird, ist des Todes. Wir müssen zu einem anderen Ort.«

»Darf ich mitgehen?«

»Ich weiß nicht, ob du es willst. Es ist ein Friedhof. Oder nicht ganz. Wir bleiben nur in der Nähe.«

»Weshalb?«

»Weil die Gräber seiner Ahnen sich öffnen werden und diejenigen entlassen, die einmal hier gelebt haben. Eine furchtbare Zeit ist angebrochen. Die Toten wollen nicht mehr in der kühlen Erde ruhen. Sie wollen sich unter die Lebenden mischen. Mächtige Dämonen herrschen uns, der Abbé ist geflohen, auch er hat sich verändert, und wir wollen nur unser Leben retten.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das ist eine Flucht…«

»Sicher.«

»Wollt ihr denn nicht zurückkehren?«

»Doch. Niemand weiß, wann es genau sein wird. Wir warten auf ihn, auf den Abbé.«

»Ihr vertraut ihm?«

»Ja.«

»Wißt ihr auch, daß er angeblich jemand getötet haben soll?«

»Es sprach sich herum. Da wußten wir, daß es Zeit war, Alet-les-Bains zu verlassen.« Sie drehte sich um und zog die Tür des Anbaus zu. Einen alten Koffer nahm sie noch auf, aber Suko ergriff das Gepäckstück. »Laß mich es tragen.«

»Danke sehr.«
»Bist du allein?«
Sie nickte. »Meine Kinder wohnen in einer großen Stadt, mein Mann starb, ich lebe allein.«
»Wie heißt du?«
»Douse. Die alte Douse.« Das faltige Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »So nennt man mich hier.«
»Ich habe dich aber nie gesehen«, sagte Suko, »und ich war schon öfter hier.«
»Das kann gut sein, mon ami. Viele Menschen kommen zu uns, halten sich im Ort auf, aber sie sehen so gut wie nichts. Von den Einheimischen kennen sie keinen, und sie interessieren sich auch nicht dafür. Die wahren Geheimnisse liegen tief verborgen. Ihre Wurzeln reichen bis in die Erde hinein.«
»Zu den Toten?«
»So ist es«, erwiderte die alte Douse. »Wir leben an einem magischen Ort, wo Grauen und Magie eine gewisse Einheit bilden. Es ist nicht einfach, das weiß ich genau, die meisten wollen es auch nicht begreifen, und es ist besser so.« Die Frau schaute zum Himmel hoch.
»Wir müssen gehen. Bist du allein gekommen?«
»Nein, ein Freund hat mich begleitet. Er ist auch gleichzeitig ein Freund des Abbés.«
»Befindet er sich im Ort?«
»Ja, er will warten. Er weiß, daß ich den Friedhof suche, von dem der Abbé gesprochen hat. Was ist es für ein Friedhof? Wo liegt er? Wird dort noch jemand begraben?«
»Komm mit mir, dann wirst du es sehen.«
Suko stellte keine weiteren Fragen mehr. Er wunderte sich nur darüber, daß die alte Frau erstaunlich frisch losschritt. Über das Tempo wunderte er sich, aber diese Person war hier groß geworden.
Sie wußte, wie man laufen mußte.
Ein schmaler Weg wand sich den Hang hoch. Die Häuser wirkten klein und geduckt. Bei einigen standen die Türen offen, andere wiederum wirkten unbewohnt.
Schon sehr bald hatten sie auch die letzten Häuser des Ortes hinter sich gelassen. Vor ihnen breitete sich das Gelände aus. Bewachsen mit Sträuchern, kleinen Bäumen, die sich weiter oben zu einem Wald verdichteten. Diese Gegend kannte Suko nicht. Wenn er Alet-les-Bains verlassen hatte, dann in einer anderen Richtung, wo ihn der Weg zwischen die Felsen in die alte Kathedrale führte.
Suko schaute auf den gekrümmten Rücken der alten Frau. Geschickt wich sie den Hindernissen aus, die wie alte mächtige Steine aus dem Boden ragten.
Der Himmel mit seinen bleigrauen, zungenartigen Wolken schwebte

über ihnen wie ein Gemälde. Keine Sonne schaute hinter den Wolken hervor, alles blieb bleigrau.

»Wir müssen dorthin, wo du den kleinen Wald siehst, Suko. Da liegt der Friedhof.«

»Du kennst meinen Namen?«

»Hier im Ort bleibt fast nichts verborgen. Ein Fremder bist du für uns nicht.«

»Das glaube ich auch.«

Der Wald hob sich als dunkler Fleck ab. Wie eine schräge Insel wuchs er auf dem Hang. Seine Bäume waren nicht sehr hoch gewachsen, sie wirkten wie ein schiefes Relief, bei dem sich die laublosen Kronen umarmt hatten.

Menschen sah Suko nicht. Falls die Einwohner sich tatsächlich am Wald aufhielten, hatten sie sich gut verstecken können. Vor ihm stand der Friedhof wie eine düstere Kulisse.

Die Grabsteine ragten wie mahnende Finger hervor, als wollten sie die Lebenden warnen. Es gab keine Wege. Wer den Friedhof betrat, mußte sich zwischen den Steinen einherbewegen.

So auch Suko und die alte Douse. Bei den ersten Steinen blieb sie stehen und ruhte sich aus. Ihr Atem pfiff, der Weg hatte sie doch sehr angestrengt.

»Soll ich dir helfen?« erkundigte sich Suko.

»Nein, mein Freund, laß es nur. Ich werde weiterhin allein gehen. Außerdem fürchte ich mich nicht.«

Sie setzte sich wieder in Bewegung. Gebeugt ging sie, den Blick zu Boden gerichtet.

Noch lag der Friedhof völlig normal unter dem grauen Licht des Tages. Das allerdings änderte sich sehr bald, denn Suko wunderte sich über die ersten Nebelschwaden, die in Kniehöhe über den Grund trieben und die alten Grabsteine umflorten wie Tücher.

Der Nebel war urplötzlich entstanden. Von der Witterung her gab es keinen Grund.

»Der Nebel!« sagte Suko leise. »Wo kommt er her?«

Die alte Douce nickte und hob gleichzeitig die Schultern. »Weißt du, mon ami, manchmal verbünden sich die Geister der Toten mit den Kräften der Natur. Aus diesem Grunde sieht du den Nebel. Die Schwaden sind aus den Gräbern gekrochen.«

»Die Toten?«

»Die Geister!« flüsterte Douse. Ihre Augen hatten dabei einen unheimlichen Glanz bekommen.

»Bon«, sagte Suko, »wir werden sehen.«

Der Nebel gefiel ihm überhaupt nicht. Er trieb an seinen Beinen als kalte Schichten entlang. Der gesamte Friedhof war bereits von ihm bedeckt worden. Suko kam sich vor, als würde er durch ein Meer

waten, ohne Grund unter den Füßen zu haben.

Ein fürchterliches Gebiet, menschenleer, von Toten beherrscht, von fremden Geistern regiert.

Auch die Schritte der beiden einsamen Wanderer war nicht zu hören. Der Nebelfilm verschluckte alles.

Suko sah die Grabsteinspitzen. Manche kamen ihm vor, als würden sie sich bewegen. Wenn sie über die Gräber hinwegschritten, glaubte er, die Erde unter seinen Füßen bekäme eine gewisse Vibration.

Wer immer hier begraben lag, er war einer Magie nicht entkommen. Aber wer herrschte über diesen Friedhof?

Darauf eine Antwort zu suchen, fiel Suko schwer. Waren es nur die Toten oder deren Geister? Konnte es nicht sein, daß sie auch einen gewissen Anführer besaßen?

Er dachte an Baphomet, den Erzfeind der Templer, schaute wieder nach vorn – und hörte den Schrei.

Die alte Douse hatte ihn ausgestoßen. Sie war nur zwei Schritte entfernt, knickte aber plötzlich weg, als hätte man ihr die Beine unter dem Körper weggezogen.

Bevor sie in einer Spalte, Lücke oder einem Loch versinken konnte, schnellte Suko vor und fing sie ab. Er bekam sie am Handgelenk zu fassen und zog sie zu sich heran. Den Koffer hatte er abgestellt.

Sie atmete heftig, nickte dankbar und keuchte, bevor Suko noch eine Frage stellen konnte: »Ich habe es geahnt. Ich hätte es wissen müssen, aber ich habe nicht mehr daran gedacht. Verstehst du?«

»Woran?«

»An das offene Grab!« hauchte sie. »Es war offen, ich wußte es, denn es mußte so sein.«

Suko begriff nicht. Er schüttelte den Kopf. »Wieso mußte es denn offen sein?«

»Weil es für jemand bestimmt ist.«

»Aha – und wer ist das?«

Da schaute sie ihn an. Ihre Augen wirkten plötzlich trübe, der Blick verlor sich in Melancholie. »Weißt du das wirklich nicht, mein Freund? Weißt du es nicht?«

»Nein, woher?«

Da zog ihn die Frau näher an den Grabrand heran und blieb dicht neben der Grübe stehen. »Da, schau hinein!«

Es war schwer, etwas zu erkennen, weil auch über der Graböffnung die Nebel wie ein dichter Schleier lagen. »Tut mir leid«, sagte Suko, »aber ich sehe nichts.«

»Das Grab ist für ihn, mon ami. Die Menschen aus dem Ort haben es geschaufelt.«

»Wen meinst du?«

»Deinen Freund, den Abbé!«

***

Die Antwort haute Suko fast aus den Socken. Er bekam einen starren Blick und schüttelte sehr langsam den Kopf. »Habe ich richtig gehört?« hauchte er.

»Ja, es ist für den Abbé!«

»Verdammt, weshalb?«

»Im Buch des Schicksals steht es geschrieben. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Die Frau wollte sich abwenden, was Suko nicht zuließ. Er bekam sie an der Schulter herum und sagte: »Tut mir leid, doch so einfach kommst du mir nicht davon. Was weißt du?«

»Zu wenig, mon ami, viel zu wenig. Wenn ich mehr wüßte, hätte ich etwas dagegen tun können. Da ich aber nichts weiß, ist alles vorbei, bin ich hilflos, wie wir alle hier, auch die Templer. Es ist die Stunde des Grauens, die bald über uns hinwegschweben wird und keinen von uns verschont. Glaub es mir.«

»Das muß ich ja wohl.«

»Dann komm weiter.«

»Moment noch. Wenn das Grab tatsächlich für den Abbé ist, dann müßte ich ihn hier auf dem Friedhof finden können.«

»Ja, er wird kommen, falls er nicht schon bei seinen Getreuen und den Bewohnern ist.«

Suko spürte zwar keine Furcht, nur paßte es ihm nicht, daß er allein auf dem Totenacker war. Er hätte sich gern John Sinclair zur Seite gewünscht. Vier Augen sahen immer mehr als zwei. Den Friedhof verlassen wollte er auch nicht.

Er schaute sich noch einmal um und stellte fest, daß die kniehoch dahinschwebenden Nebelschwaden einen bestimmten Weg nahmen. Sie glitten lautlos den Hang hinab und trieben, wie Suko noch soeben erkennen konnte, in eine weite Rechtskurve hinein, in Richtung Alet-les-Bains.

Sie würden den Ort mit ihrer Lautlosigkeit regelrecht überfallen und dort auf John Sinclair treffen.

Douse war schon weitergegangen, ohne sich um den Inspektor zu kümmern. Bis zum Ende des Friedhofs war es nicht mehr weit, dort standen die niedrigen Bäume als Grenze, die aber jeder, der wollte, überwinden konnte.

Douse tauchte als erste in den kleinen Wald, dessen Inneres ein geheimnisvolles Flüstern abzugeben schien, das Suko entgegenwehte.

Aber nicht die Bäume hatten geflüstert, es waren die Stimmen der dort im Wald versteckten Menschen gewesen, die die Frau begrüßten.

Suko ging langsamer auf die Lücke zu. Eine innere Unruhe hatte ihn erfaßt. Seiner Meinung nach hatte Douse zu pessimistisch reagiert, stets vom Schicksal gesprochen, sich aber nie dagegen angestemmt.

Wollte sie das möglicherweise anderen überlassen? Vielleicht Suko und seinem Freund John Sinclair?

Das war natürlich möglich, und so war der Inspektor neugierig darauf, was ihm die Bewohner von Alet-les-Bains zu sagen hatten.

Der kleine Wald schluckte auch ihn, nur war er längst nicht so leer und verlassen, wie es den Anschein gehabt hatte.

Er lebte.

Die Menschen saßen auf der weichen Erde und standen an Baumstämme gelehnt. Mütter hockten mit ihren Kindern zusammen, die Väter standen ebenfalls bei ihren Familien. Die Alten waren da, die Geschäftsleute und Wirte.

Niemand fehlte.

Stumm schauten die Menschen den Chinesen an. Zwischen den Bäumen herrschte ein gewisses Dämmerlicht, das sich über die Gestalten der Wartenden ausgebreitet hatte. So glichen deren Gesichter mehr hellen Flecken in dieser Landschaft aus Licht und Düsterheit.

Suko nickte in die Runde. Er versuchte zu lächeln, es fiel ihm schwer. Dann suchte er nach Worten, hob die Schultern und sagte:

»Euer Mitbewohnter Marc de Gache hat mich und meinen Freund nach Alet-les-Bains geholt. Ich bin gekommen, ich habe mich dem Ruf ebensowenig verschlossen wir John Sinclair, aber ich weiß nicht, was hier alles geschehen ist und noch geschehen wird. De Gache hat davon gesprochen, daß der Abbé zu einem Mörder geworden ist. Er soll einen Menschen erschossen haben, was ich nicht glauben kann, denn er ist blind. Ich…«

»Er hat ihn erschossen!«

Die Antwort war aus dem Hintergrund aufgeklungen. Ein Mann schob sich hervor. Er war noch jung und wirkte nervös. Fahrig strich er durch sein dunkelblondes Haar. Den mageren Oberkörper hatte er in eine Windjacke eingewickelt. Sein Blick flatterte. Etwas stotternd sprach er Suko an. »Ich habe gesehen, wie der Abbé schoß. Ich habe ihn genau erkannt. Es gibt keinen Zweifel.«

Suko streckte den Arm vor. »Der Abbé ist blind. Haben Sie das vergessen?«

»Nein! Er war es trotzdem.«

»Gut, ich muß Ihnen glauben. Aber da ist noch etwas, das ich nicht verstehe. Ich habe das offene Grab auf dem Friedhof gesehen und hörte, daß es für den Abbé sein soll. Wie kann das möglich sein? Weshalb will der Abbé…?«

»Er muß es tun!«

Zum erstenmal nach seinem Eintritt in den Wald bekam Suko Kontakt mit den Templern. Sie unterschieden sich von den übrigen Bewohnern wegen ihrer dunklen Kleidung.

Sie alle waren versammelt und schoben sich in den Vordergrund.

Ein grauhaariger, schon älterer Mann wurde von dem Zeugen festgehalten. »Du hast mich doch verstanden? Du hast alles in die Wege geleitet, bitte, das mußt du ihm sagen.«

»Natürlich, Chatron.«

»Ich grüße dich, Suko«, sagte der Grauhaarige, der Maurice de Volta hieß, wie Suko noch wußte.

»Ja, wir sind gekommen.«

De Volta nahm Sukos Hände. »Es war wichtig, wir wußten, daß wir uns auf euch verlassen können. Wir sind sehr froh deshalb. Unser Beten hat sich gelohnt.«

»Habt ihr für den Abbé gebetet?«

Maurice de Volta nickte. Seine Hände ließen Suko los. »Ja, auch für ihn, aber auch dafür, daß ihr früh genug hier erscheinen werdet. Wir haben de Gache losgeschickt, der…«

»Leider ermordet wurde!« erklärte Suko.

De Volta nickte. »Wir haben damit rechnen müssen; das Böse ist einfach zu stark. Selbst der Abbé muß davor resigniert haben. Wir wußten uns keinen Rat mehr, als euch zu holen. Ist John Sinclair auch in der Nähe oder…?«

»Er befindet sich in Alet-les-Bains. Ich wollte auch wieder hin. Wie es jedoch aussieht, werde ich es kaum schaffen.«

»Da muß ich dir recht geben. Du wirst hier nicht wegkommen, und John wird vielleicht dort bleiben müssen, denn das Grauen schleicht auch gegen den Ort.«

»Das ist mir zu weit hergeholt. Mich interessiert der Abbé und dessen unverständliche Reaktion. Weshalb hat er das alles getan? Weshalb tötete er, und weshalb will er jetzt sterben?«

»Er muß seine Gründe haben«, sagte der Grauhaarige leise.

»Die ihr nicht kennt?«

»Wir ahnen sie, aber es hängt mit einer Rettung zusammen. Und mit diesem Friedhof, den Gräbern seiner Ahnen.«

Suko schüttelte nur den Kopf. »Ich höre stets die Gräber seiner Ahnen. Wer sind diese Leute?«

»Wir wissen nichts. Er hat nie darüber gesprochen, höchstens Andeutungen gemacht.«

»Welcher Art?«

Der Grauhaarige sah, daß auch die anderen Templer näher kamen und ihn umstanden. »Andeutungen, die nicht positiv waren.«

»Er hatte Angst«, meinte ein anderer.

»Vor den Ahnen?«

»Ihren Geistern«, flüsterte Maurice.

Suko räusperte sich. »Das kann ich einfach nicht verstehen. Sie sind doch tot, sie liegen…«

»Nein, nein!« rief Volta. »So ist das nicht. Sie sind tot, ihre Körper, aber nicht ihre Geister.«

Der Inspektor hob beide Hände und drehte den Templern die Außenflächen zu. »Bon, das kann ich alles verstehen. Nur was ist mit den anderen Menschen, die hier begraben liegen?«

De Voltas Gesicht bekam einen etwas erstaunt-naiven Ausdruck.

»Was heißt anderen Menschen?«

»Die hier noch unter der Erde liegen.«

»Die gibt es nicht!«

Suko schluckte. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Was hast du gesagt?«

»Es gibt keine anderen. Auf diesem Friedhof befinden sich nur die Gräber seiner Ahnen. Er ist praktisch für die Familie Bloch all die Jahrhunderte reserviert gewesen.«

Suko war sprachlos geworden. Er konnte nur mehr staunen und schaute in die Runde.

Gesichter nickten ihm zu. Nicht allein die Templer bejahten die Antwort, auch die übrigen Dorfbewohner. »Und wir haben nie etwas davon gewußt«, flüsterte Suko.

»Nein«, antwortete Maurice. »Wir sahen nie eine Veranlassung, dieses Thema anzuschneiden. Er hat uns auch nicht dazu geraten, mit euch darüber zu sprechen. Es sind Dinge, die Fremde und auch Freunde nichts angehen. Wenn die Zeit reif gewesen wäre, hätte der Abbé das Thema bestimmt von allein angesprochen. So aber warteten wir ab.«

»Dieser Friedhof hat mit dem Grab des silbernen Skeletts nichts zu tun – oder doch?«

»Nein, das ist verschieden. Aber dieser Friedhof hier hat schon immer den Blochs gehört. Hier sind sie begraben worden, hier haben sie ihre letzte Heimat gefunden.«

»Wie waren die Blochs?«

»Wir können nichts sagen. Wir kennen nur den Abbé, der uns stets ein guter und gerechter Anführer war. Lange sind wir in der Welt umhergeirrt, bis wir endlich hier unsere Heimat finden konnten. Wir haben das silberne Skelett gefunden und sind nun zurückgekehrt zu den Wurzeln, den Quellen, wo alles seinen Anfang genommen hat und auch alles wieder enden wird. Das kann ich versprechen.«

»Schön«, sagte Suko, »ich weiß jetzt mehr und trotzdem nicht genug.« Er legte eine kleine Pause ein, weil ein Kind anfing zu weinen und erst von seiner Mutter beruhigt werden mußte. »Kommen wir zum Abbé persönlich. Zu einem Mörder!« Das letzte Wort hatte Suko scharf ausgesprochen. Widerspruch erntete er nicht. »Ihr glaubt also, daß er ein Mörder ist?«

Man nickte ihm zu.

»Verdammt noch mal, das kann ich nicht begreifen! Wieso sollte er

aus einem direkten Freundeskreis jemand töten wollen?«

»Das Schicksal!«

»Dagegen muß man einfach angehen! Er tötete, er verschwand. Ich finde auf dem Friedhof ein offenes Grab. Soll es einen Toten oder einen Lebenden aufnehmen?«

»Es wird sich entscheiden.«

»Wann, Maurice, wann?« Suko beugte sich vor.

»In der folgenden Nacht.«

»Und was wollt ihr tun?«

»Wir nichts. Alles muß ihm überlassen bleiben und euch, John Sinclair und du…«

»Vergiß uns mal, es geht uns um den Abbé. Er ist weg, er hat den Würfel mitgenommen. Er hat etwas vor, der…« Suko sprach nicht weiter, weil im Hintergrund, und zwar dort, wo die Bewohner standen, eine gewisse Unruhe entstanden war.

Die Männer und Frauen drehten sich um. Einige erstaunte Rufe drangen in den Wald. Die Bewohner schufen Platz, so daß eine Lücke zwischen ihnen entstehen konnte.

Jemand schob sich hindurch.

Ein grauhaariger, dunkel gekleideter Mann, dessen Augen von einer Brille mit schwarzen Gläsern verborgen waren.

Der Abbé kam…

***

Plötzlich herrschte ein tiefes Schweigen. Niemand sprach auch nur flüsternd ein Wort. Ein jeder lauerte darauf, was der langsam dahinschreitende Abbé wohl unternehmen würde.

Zunächst tat er nichts. Die Menschen schauten ihn an. Obwohl er blind war, streckte keiner seinen Arm aus, um ihn zu führen. Er konnte sich auch ohne Stock bewegen. Seine Füße schleiften aber über den Boden.

Maurice de Volta trat zur Seite. Der Abbé wurde durch kein Hindernis gebremst. Er konnte den direkten Weg weitergehen, der ihn zu dem wartenden Suko führte.

Würde er gegen ihn laufen?

Als der Abbé spürte, daß sich jemand in seiner Nähe befand, da stoppte er seine Schritte und blieb etwa eine Armlänge von Suko entfernt stehen.

»Ich spüre und weiß, daß du gekommen bist. Aber du bist nicht John, du mußt Suko sein.«

»Stimmt genau, Abbé.«

»Danke, Suko, danke.«

Der Inspektor wollte bewußt keine Rücksicht nehmen und fragte:

»Seit wann bedankt sich ein Mörder?«

»Mörder?« hakte der Abbé nach.
»Ja, ein Mörder!«
Es wurde noch stiller. Selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein. Niemand rührte sich, die Ruhe lastete wie ein schwerer Druck über den Köpfen der Menschen.
Der Abbé hatte die Frage gestellt bekommen, und er mußte auch antworten. Sehr langsam nickte er, als er den Arm hob und mit den Spitzen seiner Finger über den Rand der Brille hinwegglitt. Er griff erst später zu und riß die Brille mit einem Ruck von seinem Gesicht weg. »Da!« sagte er laut und deutlich. »Schaut mich an! Sieht so ein Mörder aus? Sehe ich aus wie ein Mörder?«
Er drehte sich auf der Stelle, damit jeder sein Gesicht sehen konnte, in dem besonders die Augen auffielen. Sie erinnerten an zwei farblose, leicht hervorquellende Inseln innerhalb der Augenhöhlen.
Eine Ansicht, die Kindern Angst einjagte, denn einige der Kleinen drehten sich weg. Ein Mädchen sprach sogar von einem Monster.
»Nein«, erwiderte Suko, und es war seine ehrliche Meinung. »So sieht kein Mörder aus.«
»Das weiß ich.«
»Aber du hast getötet.«
»Und ich sah es!« schrie Chatron.
Der Abbé drehte sich leicht irritiert in die Richtung, aus der die Antwort geklungen war. »Bist du nicht Chatron, der Junge vom Bäcker?«
»Ja, der bin ich.« Er streckte seine Hand aus. »Und ich habe gesehen, wie Sie einen Mann erschossen, in den Wagen stiegen und einfach weggefahren sind. Hier aber spielen Sie den Blinden. Sie… Sie sind überhaupt nicht blind, das glaube ich fest!«
»Dann komm her und überzeuge dich!«
»Nein! Nein!« Chatron war außer sich. »Ich… ich kann so etwas nicht. Ich schaffe es nicht. Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. So ist das eben.«
Alle anderen hielten sich zurück, denn diese Sache ging nur den Abbé und den Zeugen etwas an. Laut fragte Bloch: »Glaubt ihr, daß ich ein Mörder bin?«
Eine schwere Frage und eine Antwort, die nicht minder schwer war, sollte jemand geben.
»Du, Maurice de Volta, was denkst du?«
»Ich kann es mir nicht vorstellen.«
»Und du, Suko, der du endlich gekommen bist?«
»Auch mir fällt es schwer, dies zu glauben.«
»Dennoch ist jemand von einem Menschen erschossen worden, der so aussah wie ich.« Der Abbé schüttelte den Kopf. »Es ist schlimm und grausam, aber der Ring des Bösen zieht sich immer enger. Ich habe nie

behauptet, Heil und Segen über Alet-les-Bains, meine Heimat und die meiner Ahnen, gebracht zu haben, aber ich möchte auch nicht als der letzte Bloch mit dem Makel des Mörders in die Geschichte eingehen. Deshalb ist mein Grab schon geschaufelt worden. Ich werde hingehen und es belegen. Ich habe den Fluch anders nicht aufhalten können. Jetzt werde ich die letzten Schritte in meinem Leben schreiten und möchte darum bitten, daß ihr mich alle begleitet. Die Zeit der Wende steht dicht bevor. Das Schicksal hatte seine Pranke erhoben, um zuzuschlagen. Ich kann es nicht mehr ändern, und ich will ihm auch nicht im Wege stehen. Deshalb werde ich zu denen gehen, die mich erwarten.«

Bevor jemand eingreifen konnte, setzte er sich in Bewegung. Sogar Suko drückte er zur Seite, als wollte er ein lästiges Hindernis aus dem Weg scheuchen.

Niemand traute sich, ihn aufzuhalten, bis Suko als erster startete und ihn erreichte, als er den Friedhof betrat.

Suko hielt den Abbé fest. »Was hast du vor?«

»Sterben!«

»Nein! Ich lasse es nicht zu.«

»Ich kann mit dem Makel des Mörders nicht mehr leben.«

»Das wollten die anderen wahrscheinlich. Du hast gesagt, daß du kein Mörder bist.«

»Es stimmt!«

»Gut, ich glaube dir. Wenn du es nicht getan hast, dann ein anderer. Ich will wissen, wer…«

Der Abbé lachte. »Das ist zu spät. Die Geister meiner Ahnen sind aus ihren Gräbern gekrochen…«

»Wer tat es?«

»Es ist zu…«

»Niemals ist es zu spät, Abbé. Wir werden dagegen ankämpfen. Auch John Sinclair ist im Ort. Wie ich ihn kenne, wird er hier erscheinen. Du mußt endlich reden, denn ich glaube, daß du mehr weißt als wir alle hier zusammen.«

Der Abbé drehte den Kopf. Er hatte wieder die dunkle Brille aufgesetzt. Mit einer Hand strich er über Sukos linke Wange. Das Gefühl, von einer Totenklaue gestreift zu werden, überkam den Inspektor. »Es ist gut«, hörte er den Abbé flüstern. »Vielleicht können wir wirklich etwas erreichen und die grausame Macht zurückdrängen.«

»Dann bist du bereit, dein Schweigen aufzugeben?«

»Das bin ich, Suko…«

***

Ich sah sie nicht, ich hörte sie nur. Und es waren unheimliche

Geräusche, die mich umgaben.

Keine schrecklichen Laute, auch nicht sehr hallend, leise, als würden sie zögern, aber gerade deshalb kamen sie mir derart unheimlich vor. Ich kam mir vor wie jemand, der in einer Schlinge steckt, die langsam zugezogen wurde.

Hatten sie mich jetzt?

Ich hatte mich noch immer nicht gerührt und blieb neben dem Leihwagen stehen.

Sie waren nicht ohne Grund erschienen, sie hatten etwas vor und würden mich mit in ihren unheimlichen Reigen hineinziehen wollen, davon ging ich aus.

Noch immer vernahm ich ihre Schritte. Mal hart aufgesetzt, dann wieder schleichend.

Ich richtete mich auf einen Kampf ein. Keinen Kampf mit Fäusten oder Pistolen, sondern mit magischen Waffen. Aus diesem Grunde nahm ich auch mein Kreuz und hängte es mir außen vor die Brust.

Den Dunklen Gral wollte ich ebenfalls nicht vergessen.

Mir gefiel der Ort hier nicht. Ich kam mir vor, wie auf dem Präsentierteller stehend – ziemlich schutzlos. Ein anderer Ort wäre besser gewesen.

Man tat mir nichts, man ging um mich herum. Nur die Trittgeräusche waren zu hören.

Weder Flüstern noch Wispern, keine Stimmen, nur dieses abwartende Gehen.

Ich dachte an das Bild aus der Kugel.

Zwei Gesichter hatte ich dort gesehen. Oder war es nur eines gewesen.

Einmal den Abbé mit seiner dunklen Brille, zum anderen sein Gesicht ohne die schwarzen Gläser.

Was den Abbé zu diesen Handlungen getrieben hatte, das war mir unverständlich. Möglicherweise war er der Funke gewesen, der noch gefehlt hatte, um das magische Pulverfaß in die Luft fliegen zu lassen.

Plötzlich änderten sich die Geräusche. Zwar waren die Schritte nicht verstummt, aber andere Laute entstanden. Irgendwo in der Nähe klappte eine Tür zu.

Eine andere wurde aufgerissen, auch die Tür zum Haus der Templer bewegte sich.

Jemand hielt dort Einzug.

Aber wer?

Unsichtbare, Geister aus dem Reich der Toten, Seelen, die keine Ruhe fanden?

Hätte ich sie gefragt, sie hätten mir sicherlich keine Antwort geben können oder wollen. So mußte ich sie mir selbst holen, und zwar auf eine ungewöhnliche Art und Weise.

Wer immer sich in Alet-les-Bains aufhielt und von diesem Ort Besitz ergriffen hatte, der hatte etwas zu verbergen. Er gehörte nicht zu denjenigen, die auf meiner Seite standen, auf der positiven. Der wollte etwas anderes.

Ich ging einige Schritte vor. Etwas strich über mein Gesicht wie tödliche Eisfinger.

Ein Zischeln erreichte meine Ohren.

Der kalte Druck auf meinem Gesicht blieb – und verschwand erst wieder, als ich mein Kreuz in die rechte Hand nahm und mit der linken die Kette über den Kopf streifte.

Ich war bereit und sprach die Formel. »Terra pestem teneto – Saluc hic maneto!«

Unbewußt hatte ich genau das Richtige getan, denn die Umgebung und der gesamte Ort veränderten sich schlagartig…

***

Sehen konnte ich nichts.

Wie immer strahlte ein greller Blitz von meinem Kreuz ab. Gedankenschnell verteilte er sich und bildete eine strahlende Haube, in deren Helligkeit ich nicht hineinschauen konnte, weil sie zu stark blendete.

Der gesamte Ort war nicht mehr so, wie er war. Die Glocke überdeckte ihn, die schien die Häuser und Bauten noch einmal neu zeichnen zu wollen, so scharf und klar stachen sie innerhalb der Helligkeit ab.

Ich hörte Geräusche.

Zuerst ein Stöhnen und Jammern, dann aber Schreie. Ich sah Bewegungen vor mir, ohne genau erkennen zu können, um was es sich dabei handelte. Erst als die Magie des Lichts zusammenbrach, konnte ich herausfinden, was sich verändert hatte.

Im Prinzip nichts. Es war alles noch so wie zuvor. Nur waren die Geräusche verstummt. Kein Schreien mehr, keine Schritte, kein Flüstern. Alet-les-Bains lag in tiefer Stille.

Aber weit hinten, wo der Hang abschloß und die hohen Felsen begannen, wetterleuchtete es. Fahles Licht, das sich zu Blitzen spaltete, wischte zitternd über das Gestein hinweg, drehte sich, zeichnete Figuren und huschte in die Spalten hinein.

Es war das Licht meines Kreuzes, und es hatte dort zwischen den Felsen ein Ziel gefunden.

Ich wußte, daß sich in einem schmalen Canyon die Kathedrale der Angst befand, wie sie einmal genannt worden war. Das stimmte nicht mehr. Wir hatten sie vom Bösen befreit, und tief im Innern der Kathedrale lag als Hüter und Wächter ein silbernes Skelett.

Die Überreste Hector de Valois', jenes Templers, der in mir

wiedergeboren war.

Ich konnte nach meinen Beobachtungen davon ausgehen, daß ihn meine Botschaft erreicht hatte. Irgendwann würde ich etwas davon hören und vielleicht sehen.

Das Licht verschwand, als wäre es in das harte Gestein der Felsen hineingetaucht.

Nun lag wieder der normale Himmel über der Berglandschaft.

Hellgrau mit dunkleren Streifen, die wie lange Zungen über das weite Firmament geschoben wurden.

Ich erinnerte mich an die Geräusche, an das Schlagen der Türen oder Fenster, das alles hatte ich schließlich gehört, als die Magie des Kreuzes stand. Und davon mußte auch etwas zu sehen sein. Eine andere Möglichkeit gab es für mich einfach nicht.

Die fremden, nicht sichtbaren Kräfte ließen mich in Ruhe. Ich schloß den Wagen ab, ließ den Dunklen Gral ebenfalls dort und begab mich auf die Suche.

Sie glich mehr einem Inspektionsgang, denn nach einem bestimmten Ziel wollte ich nicht forschen. Am Haus der Templer hatte sich die Außentür bewegt, als wäre das Gebäude von einer bestimmten Person betreten worden. Ich nahm diesen Weg ebenfalls.

Abermals hörte ich nur meine eigenen Schritte, die die Stille durchbrachen.

Spaltbreit stand die Tür offen. Bevor ich in das Haus ging, leuchtete ich hinein.

Ich entdeckte nichts, was mein Mißtrauen hätte steigern können.

Leer lag der Flur vor mir.

Ich schob mich hinein.

Die Tür hatte sich nicht ohne Grund bewegt. Irgendeine Kraft mußte sich dafür verantwortlich zeigen.

Sehr weit kam ich nicht. Denn dort, wo sich die Treppe befand, tropfte etwas herunter.

Nur eine halbe Armlänge von mir entfernt, landete es auf dem Boden, wo es zerplatzte.

Es waren tatsächlich Schleimklumpen, die oben am Geländer hingen, auseinanderflossen und in die Tiefe fielen.

Ich schlug einen Bogen, ging bis zur Treppe und leuchtete die Stufen hoch.

Etwas streckte zwischen den Pfosten des Geländers. Um wen oder was es sich dabei handelte, konnte ich nicht genau erkennen. Jedenfalls war es kein menschliches Wesen, mehr ein klumpiges Gebilde, das sich allmählich auflöste.

Ich ging trotzdem hin. Meine Tritte vibrierten auf den Treppenstufen. Neben dem Gebilde blieb ich stehen.

War es ein Ghoul?

Nein, dann hätte es gestunken. Es war einfach heller Schleim, der sich um die Pfosten gedreht hatte, allerdings weniger dicht war und mich mehr an Watte erinnerte.

Plasma…

Ja, das genau war die Lösung. Als ich daran dachte, wurde mir heiß und kalt zugleich, denn durch meine weiße Kreuzmagie hatte ich es verstanden, die eigentlich unsichtbaren Totengeister sichtbar zu machen. Als Plasmaklumpen hingen sie fest.

Ich ging weiter die Stufen hoch und fand oben im Flur einen weiteren Beweis.

Wenn alles so zutraf wie hier, dann konnte ich davon ausgehen, daß im gesamten Ort diese materialisierten Geister zu finden waren, die Alet-les-Bains überfallen hatten.

Woher waren sie gekommen?

Wie hatte Marc de Gache noch gesagt? Der Abbé hatte sich vor einem Friedhof gefürchtet. Wahrscheinlich nicht vor ihm selbst, sondern vor denjenigen, die auf dem Totenacker ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Den Toten und damit auch den Geistern der Toten, die meiner Ansicht nach das Dorf überfallen hatten.

Sie waren in die Magie des Kreuzes hineingeraten. Jetzt sah ich auch eine gewisse Logik, wobei das Rätsel des brillenlosen Gesichts noch immer nicht geklärt war.

Auch hier wollte ich mehr erfahren. Wenn sich die Toten gezeigt hatten, würde dieses Gesicht auch nicht lange verborgen bleiben, auch wenn es dem Abbé gehörte.

Ich verließ das Haus wieder. Der Wagen stand noch immer am Fleck, um ihn brauchte ich mich nicht zu kümmern. Statt dessen durchsuchte ich Häuser in der Nähe.

Es war so, wie ich angenommen hatte. Überall fand ich die Plasmawolken. Manche bildeten regelrechte Inseln auf dem Boden, andere wiederum klebten auf Stühlen, an Schränken oder auf Sesseln und Couchen. Sogar in einer Badewanne hatte sich etwas von diesem verfluchten Zeug ausgebreitet.

Die Masse hatte zuvor nur aus Geist bestanden, sie war durch die Magie meines Kreuzes zu Materie geworden, wobei ich mich fragte, wo sie als Geist hergekommen waren.

Darauf gab es nur eine Antwort.

Sie mußten den Friedhof verlassen haben, über dem der Kopf geschwebt hatte. Und zum Friedhof war Suko unterwegs gewesen.

Normalerweise hätte er zurück sein müssen. Daß er es nicht war, bereitete mir große Sorgen, und ich spürte auf meiner Haut ein unangenehmes Kribbeln.

Wahrscheinlich brauchte ich nicht mehr hier in Alet-les-Bains zu bleiben, der Friedhof war nun wichtiger.

Mein Blick glitt hinein in eine Gasse. Sie führte schräg vom Haus der Templer weg. Wir waren sie schon mehrmals gegangen. Durch sie konnten wir die Felsenkathedrale erreichen.

In der Gasse bewegte sich etwas…

Durch das fahle Licht glaubte ich an eine Täuschung. Es irritierte mich ein wenig.

Sekunden später sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Es kam jemand die Gasse hinan, und diese Person ging mit sehr gemächlichen und steifen Schritten.

Obgleich ich damit gerechnet hatte, merkte ich doch, wie sich auf meinem Rücken die Haut zusammenzog. Der Schauer wollte einfach nicht weichen. Mein Hals wuchs zu, ich räusperte mich frei und streckte dem silbernen Skelett Hector de Valois' meinen Arm zur Begrüßung entgegen…

***

Es war ein schauerlicher und gleichzeitig faszinierender sowie unvergeßlicher Anblick, wie das silberne Skelett die Gasse durchschritt und schon fast deren Ende erreicht hatte.

Auf dem matt leuchtenden Gerippe lag das Silber, wie mit einem Pinsel aufgetragen. Er schimmerte ein wenig, wenn der Knöcherne den Schatten verließ und in die Helligkeit hineinschritt.

Angst bekam ich nicht davor, obwohl der Knochenschädel zum Fürchten aussah.

Es blieb stehen, senkte den Kopf. Leer waren seine Augenhöhlen nicht. Tief und grenzenlos kamen sie mir vor.

Aber weit unten, da schimmerte ein geheimnisvolles Licht. Es besaß den Glanz der Kugel, die zusammen mit dem Kelch des Feuers den Dunklen Gral bildete.

Der Knöcherne war nicht ohne eine Gabe erschienen. Auf der Fläche seiner linken Hand lag ein sehr wertvoller Gegenstand, das Siegel der Templer. Einen Stein, der zu ihm gehörte, wie das Kreuz zu mir. Er hatte mitgeholfen, die Kathedrale von der Macht Baphomets zu befreien, und er würde mir auch helfen, diesen Fall zu lösen.

Wir konnten miteinander sprechen. Es geschah auch auf telepathischem Wege, doch zuvor nahm ein anderes Ereignis meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Dunkelrotes Licht erfüllte das Innere meines Autos. Die Kugel strahlte es ab, denn auch sie, ein Teil des Grals, spürte die Nähe der Person, die einmal den Gral besessen hatte.

Der Gral spürte genau die Nähe des Skeletts. Damals, als ich die Kathedrale kennenlernte, da wußte noch keiner von uns, um wen oder was es sich bei dem Dunklen Gral handelte. Jetzt aber war alles anders geworden.

»Du hast mich gerufen? Ich spürte die Macht deines Kreuzes. Das Licht erfüllte mein Grab; ich konnte nicht mehr ruhig bleiben und mußte ihm folgen.«

»Ich weiß nicht, ob ich es war, mein Kreuz oder der Gral, aber ich freue mich, daß du gekommen bist. Fremde Mächte haben die Kontrolle übernommen. Es stimmt nichts mehr in diesem Ort. Die Menschen haben ihn verlassen, ein Templer wurde zum Mörder. Geister strömten in den Ort, die ruhelosen Seelen der Toten…«

»Ja, sie kamen aus den Gräbern seiner Ahnen.«

»Die beim Abbé?«

»Sie waren dort begraben. Der alte Friedhof gehörte ihnen allein, den Blochs.«

»Wer waren sie?«

»Eine berühmte Familie im Süden dieses Landes. Unter ihnen befanden sich Hexen, Zauberer, Magier, Heilige und Mörder. Die Blochs haben Geschichte geschrieben. Im Bösen als auch im Guten. Diejenigen, die dem Guten dienten, haben ihre ewige Ruhe finden können, aber die anderen strömten aus den Gräbern, um das Grauen zu verbreiten. Sie haben dafür gesorgt, daß die Menschen fliehen mußten. Sie waren es, die die Furcht in den Ort kriechen ließen, denn sie wollten nicht, daß auch ihr Friedhof zu einer Stätte des Guten wurde.«

»Hat der Abbé das gewußt?«

»Ja.«

»Und er unternahm nichts?«

»Doch!« klang es in meinem Kopf. »Er wollte etwas unternehmen, das merkten auch die anderen.«

»Wie reagierten sie?«

»Der Abbé mußte gestoppt werden. Sie konnten es einfach nicht zulassen, daß er ihnen die Ruhestätte nahm. Deshalb verließen sie ihre Grabstätten und bastelten an einem fürchterlichen Plan.«

»Bekam sie Bloch in ihre Gewalt?«

»Er ging weg.«

»Wohin?«

»Zu mir. Er kam zu mir und berichtete von seinen Sorgen. Ganz allein verschwand er.«

»Ist er zum Mörder geworden?«

Die Antwort, die ich bekam, paßte mir nicht. »Das, John Sinclair, mußt du selbst herausfinden. Du bist der Hüter des Grals. Du besitzt ihn, du hast lange und schwer danach gesucht. Jetzt, wo du ihn hast, wirst du ihn auch einsetzen müssen. Aber hüte dich! Es gibt einen Feind, der vieles kontrolliert.«

»Wer ist es?«

Das Skelett hob die Hand. »Ich bin gekommen, um dir einiges zu

sagen, jedoch nicht alles. Den Rest mußt du selbst herausfinden, John Sinclair. Aber beeil dich. Es ist nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Sobald die Dunkelheit hereinbricht, wird er erscheinen und die Kontrolle über die Menschen bekommen. Es ist der letzte Tag; du bist noch früh genug gekommen. Mehr kann ich nicht sagen. Ich will nicht, daß hier noch einmal ein Hort des Bösen entsteht. Die Kathedrale war einmal entweiht, das ist genug. Jetzt soll sie als Wächter über diesem Flecken Erde stehen und das Grauen von den Menschen vertreiben. Sorge du dafür, daß du die Gräber seiner Ahnen vom Grauen reinigst…«

Es waren seine letzten Worte. Auf der Stelle machte es kehrt und ging denselben Weg zurück, den es auch gekommen war. Wie ein silbriger Scherenschnitt verschwand es im Schatten der Gasse.

Ich stand da und schaute ihm nach. Was ich gehört hatte, konnte ich nicht leicht verdauen. Die Gräber seiner Ahnen hatten das Grauen ausgestoßen. Was wußte ich überhaupt von der Vergangenheit meines Freundes Abbé Bloch?

Nicht viel. Um jedoch in der Gegenwart den Schrecken abzulösen, mußte ich in die Vergangenheit hinein.

Ich besaß den Dunklen Gral und hatte ihn nicht ohne Grund mitgenommen. Auch nun würde ich ihn nicht im Wagen lassen. Die Wege, die hinauf in die Hänge führten, waren nicht einfach zu gehen und schwerer zu fahren. Deshalb entschied ich mich dafür, den Wagen stehenzulassen und machte mich zu Fuße auf den Weg, um die Gräber der Ahnen zu finden…

***

Die Templer und auch die übrigen Bewohner von Alet-les-Bains wußten, daß sie sich zurückhalten mußten, als Suko und der Abbé sich von ihnen getrennt hatten und allein dorthin gegangen waren, wo sich das bereits ausgehobene Grab befand.

Dicht davor waren sie stehengeblieben. Suko ließ seinen Blick über den Friedhof gleiten. Noch vor Minuten – so kam es ihm vor – war er durch diesen Nebel gegangen. Nichts war davon zu sehen. Die Erde schien ihn geschluckt zu haben, oder der Wind hatte ihn vertrieben. Er wehte nun um die alten, verwitterten Steine, die manchmal als rechteckige Mahnmale und dann wieder als säulenförmige Andenken aus dem schräg verlaufenen Hangboden ragten.

Suko deutete in die Leere des Grabes hinein. Steine schauten aus den Innenseiten hervor. Es mußte große Mühe gemacht haben, das Grab zu schaufeln.

»Du hättest dich freiwillig geopfert?« fragte Suko.

»So ist es.«

»Das muß einen Grund gehabt haben.«

Der Abbé nickte. »Der Grund sind die Gräber meiner Ahnen. Vielleicht war ich auch zu feige. Ja, ich war zu feige, ich bin geflohen, weil ich merkte, daß ich lebendig begraben werden sollte. Ich sollte elendig umkommen, um anderen den Vortritt zu lassen. Sie wollten die Templer führen.«

»Die Geister deiner Ahnen?«

»Ja, sie hielten es in ihren Gräbern nicht aus. Sie waren unruhig geworden. Ich spürte es. Der Würfel hat es mir gezeigt.«

»Hast du ihn?«

»Nein, ich…«

»Was?« Suko starrte den Blinden an. »Das kann doch nicht sein. Du besitzt den Würfel nicht mehr?«

»Ich werde später darauf zu sprechen kommen.«

»Gut, mach weiter.«

»Der Würfel sagte mir, daß es bald soweit sein würde, denn er spürte, daß sich etwas tat. In der Erde rumorte es. Die Vergangenheit läßt sich verdrängen, aber nicht vergessen. Meine Vorfahren und Ahnen waren nicht so wie ich. Es gab Mörder und Heilige, Hexen und Zauberer, und alle wurden auf diesem Friedhof beigesetzt. Er ist schlimm. In ihm toben die Kräfte des Guten und des Bösen. Bisher hatten die des Guten die Überhand behalten, aber die anderen ruhten nicht. Sie wollten den Friedhof zu einem Hort machen, der ihnen gehörte, und sie haben es fast geschafft. Ich fehle noch.«

»Welchen Weg bist du nun gegangen?« fragte Suko.

»Es gab nur den einen für mich«, sprach der Abbé über das leere Grab hinweg. »Nur den einen Weg, keinen anderen: dank der Opferung. Ich mußte mich für meine Freunde und die Menschen in Alet-les-Bains opfern. Hätte ich dies nicht getan, wären sie gestorben. Man hätte sie gnadenlos getötet und ihre Seelen einkassiert.«

»Du solltest dich begraben lassen?«

»Ja, ich war zu feige. Ich bin gegangen, geflohen, hielt mich versteckt und konnte nur hoffen, daß ihr etwas erfahren würdet, denn in meinem Raum, in meiner Kammer hockte längst ein anderer. Einer, der dem Teufel und damit auch Baphomet Treue geschworen hatte. Der in seinem Leben viel Böses tat, der Menschen umbrachte und schändete. Das alles hat er auch heute vorgehabt. Er wollte die Kontrolle über den Friedhof bekommen. Sein Geist irrte durch die Unendlichkeit, obwohl er es auch schaffte, sich zu materialisieren. Er konnte einen Körper annehmen, aber auch nur sein Gesicht zeigen. Ich versteckte mich in der Kathedrale und konnte nur Hoffen, daß ihr den Weg finden würdet. Das silberne Skelett Hector de Valois' hat mich schließlich davon überzeugt, daß es besser ist, wenn ich mich stelle. Deshalb bin ich hier.«

»Und der andere nahm dir den Würfel?«

»Ja, er will damit ein Regiment des Schreckens errichten.«

Suko lachte kratzig auf. »Auch wenn ich ihn nicht kenne, aber das glaube ich ihm aufs Wort. Du hast mir noch immer nicht seinen Namen genannt.«

»Es fällt mir auch schwer.«

»Versuche es trotzdem.«

Der Abbé atmete tief durch. »Ich müßte mich schämen«, sagte er leise. »Aber er heißt auch Bloch!«

»Was?« rief Suko dermaßen laut, daß sich die anderen erschreckten.

»Ja, denn er war mein Vater!«

***

Daß eine besondere Beziehung zwischen dem »anderen« und dem Abbé bestand, hatte Suko bereits geahnt. Daß diese Beziehung aber dermaßen eng war, haute ihn fast um.

Der Abbé hörte, wie Suko den Atem scharf ausstieß und sah, wie sein Gesicht an Farbe verlor. Über die Haut kroch eine zweite. Der Hals saß zu, Suko konnte kaum reden. Ihm wurde heiß und kalt zugleich, und er strich über sein Gesicht.

»Dein Vater…«

»Ja, mein Freund, es war mein Vater. Und noch etwas ist schlimm daran. Wir glichen oder wir gleichen uns wie Zwillinge. Kannst du nun verstehen, begreifst du?«

Der Inspektor nickte wie in Zeitlupe. »Ja, ich begreife!« hauchte er.

»Ich begreife sogar sehr gut. Verflucht noch mal, das ist ein schweres Geschütz. Wenn er dir gleicht, dann ist es auch möglich, daß sich der Zeuge, der den Mord beobachtete, irrte.«

»Er hat sich geirrt. Nicht ich war es, sondern mein Vater, der es schaffte, das Grab zu verlassen und seine immaterielle Existenz in eine materielle umzuwandeln. Er will Anführer der Toten werden. Er will die Herrschaft übernehmen.«

»Hat er sie auch früher schon besessen?« fragte Suko.

»Ja und nein. Er hat in dieser Gegend gelebt, war nie besonders beliebt gewesen. Ich verließ ihn schon früh, weil er sich mit schlimmen Dingen umgab.«

»Wie kam er um?«

»Nach dem Krieg wurde er erschossen, weil er sich mit dem Feind zusammengetan hatte. Sie brachten seine Leiche hier in den Ort. Auf dem Friedhof begruben sie ihn.«

»Warst du dabei?«

»Nein, Suko. Ich habe mich zumeist von meinem Vater ferngehalten. Ich spürte, daß er nicht zu mir paßte. Er war eben anders, wir kamen auf keinen Nenner.«

»War er Templer?«

»Er war alles, Suko: Heide, Templer, Teufelsanbeter. Wie es ihm gerade paßte.«

»Und deine Mutter?«

»Ich kenne sie nicht. Man gab mich schon sehr früh in ein Internat. Wenn ich meinen Vater nach ihr fragte, lachte er nur oder sagte: Vergiß die Schlampe. Ich forschte mal nach und stellte fest, daß sie Sängerin gewesen sein muß. Irgendwo an der Oper hat sie gesungen, und nicht schlecht, wie ich hörte.«

»Dann hättest du ihn hier nicht begraben dürfen.«

»Ja, das stimmt. Er stand mit der Hölle in Verbindung.« Der Abbé hob die Schultern. »Jetzt ist es zu spät.«

»Wie hätte dein Weg ausgesehen?« fragte Suko.

»Ich habe dir nicht alles erzählt, mein Freund. Es gibt da noch einen Trumpf.«

»Für ihn?«

»Ja, für Gerard Bloch. Mein Vater verlangte, daß ich nicht allein in den Tod gehe, sondern meine Freunde mitnehme. Alle Templer, die hier leben, sollen sterben.«

»Was sagten sie?«

Er lächelte. »Ich habe mich nicht getraut, es ihnen zu berichten. Ich bin geflohen, mehr tat ich nicht. Ich war feige, das kannst du mir zum Vorwurf machen, aber ich mußte so handeln.«

»Ich hätte nicht anders reagiert.«

»Er verlangte von ihnen den Selbstmord. Sie ›sollten‹ für ihre Taten büßen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Was haben sie getan?«

»Sie standen eben nicht auf seiner Seite.«

Der Inspektor hörte Schritte und drehte sich um. Maurice de Volta kam herbei. Sein Gesicht zeigte einen sehr ernsten Ausdruck. »Ich habe nicht alles gehört, Abbé«, sagte er, »aber ich weiß jetzt, daß du kein Mörder bist.«

»Danke.«

»Bitte, Abbé. Wir müssen etwas tun. Gib uns Anweisungen. Sag, was wir machen sollen!«

»Vor allen Dingen zurückhalten. Ich glaube, daß nur er und ich entscheiden können.«

»Ist er tatsächlich dein Vater gewesen?«

»Ja, Maurice, du hast dich nicht verhört. Aber etwas ist noch schlimmer. Er besitzt den Würfel. Er nahm ihn mir weg, und ich konnte nichts dagegen tun. Du weißt, was es bedeutet, wenn jemand den Würfel in seinem Besitz hat.«

»Er kann vieles verändern.«

Der Abbé lachte. »So kann man es auch sehen. Der Besitzer des Würfels kann das Grauen aus der Tiefe holen. Er kann die Welt in ein

Chaos stürzen.«

Da hörte auch Suko nichts Neues. Der Würfel produzierte den Todesnebel, der einem Menschen die Haut von den Knochen fraß und sie auflöste. Das war nur einer seiner Schrecken. Geriet der Würfel jedoch in die Hände eines positiven Menschen, so brachte er das Gute.

Suko spürte, wie ihn die Finger des Abbés berührten. Sie strichen über seine Hüfte.

»Was hast du?«

»Suko, ich spüre ihn. Ich spüre ihn und den Würfel. Er… er wird kommen.«

»Dann werden wir ihn vernichten!« rief Maurice laut.

»Wie denn?«

»Du bist blind, Abbé, aber Suko nicht.« Maurice de Volta drehte sich ruckartig um und lief zu den anderen Templern zurück. Was er mit ihnen redete, konnten Suko und der Abbé nicht verstehen, da er einfach zu leise sprach. Aber Suko sah, was die Templer taten. Sie griffen unter ihre Mäntel und holten die Dinge hervor, die sie schon einmal getragen hatten, als sie sich auf die Jagd nach den Werwölfen machten und das Grab aus der Vergangenheit mit dem silbernen Skelett suchten.

Sie setzten ihre silbernen Masken vor die Gesichter und zogen ihre Pflöcke als Waffen.

Der Abbé war unruhig geworden. »Bitte, Suko, was haben sie getan? Was machen meine Freunde?«

Der Inspektor erklärte es ihm.

»Nein!« flüsterte der Blinde. »Nur das nicht. Dann merkt er sofort, daß ich falsch spiele.«

»Pardon«, erwiderte Suko, »aber ich glaube, es ist zu spät.« Er hatte als einziger die Bewegung gesehen. Am anderen Ende des Friedhofs zeichnete sich etwas in der immer dunkler werdenden Luft ab.

Eine hochgewachsene Gestalt, die wie ein rächender Engel über den Friedhof schwebte und zwischen den Händen einen roten, kantigen Gegenstand hielt.

Es war der Würfel!

Über Sukos Rücken krochen Schauer der Furcht, denn gegen den Würfel besaß er keine Waffe…

***

Irgendwo lief ein Radio. Musikfetzen wehten an meine Ohren. Ich empfand sie als störend und deplaziert. Es waren ausgerechnet noch weihnachtliche Klänge, und sie paßten in ihrer süßlichen Melodie überhaupt nicht an diesen stillen Ort, den ich schon fast durchschritten hatte.

Die Klänge hatten mich mißtrauisch werden lassen. Ich ging auf das

Haus mit der offenen Tür zu und entdeckte im großen Zimmer neben dem Flur einen Weihnachtsbaum, an dem die Kerzen brannten.

Auf dem Teller drehte sich eine Schallplatte. Ich sah keinen, der sie hätte auflegen können.

Kälte durchrieselte meine Adern, als eine dumpfe Stimme die weihnachtlichen Klänge übertönte.

»Du bist gekommen, um zu stören, aber ich werde schneller sein als du. Viel schneller…«

Ein Lachen folgte, ich drehte mich herum, hörte einen Knall und ein Zischen.

Der Baum explodierte. Er spritzte nach allen Seiten weg. Dabei waren es nur die Kerzen, die eine für mich nicht faßbare Kraft zerhämmert hatte. Auch die weihnachtlichen Klänge verstummten mit einem letzten Jaulen. Hier hatte mir tatsächlich jemand beweisen wollen, wie stark er letztendlich doch war.

Alet-les-Bains stand unter der Kontrolle einer anderen Macht. Daran würde auch ich nichts mehr ändern können. Ich hoffte nur, daß ich die Macht in Grenzen halten konnte.

Auf dem Boden glitzerten die Splitter wie helles Glas. Die Ruhe nach der verklungenen Musik kam mir trügerisch vor. Ich rechnete damit, aus dem Unsichtbaren heraus beobachtet zu werden.

Als sich nach gut einer halben Minute nichts getan hatte, riskierte ich es und bewegte mich rückwärts auf die Tür zu, das Innere dabei im Blick behaltend.

Beim öffnen der Tür war ich vorsichtig. Der Gegner hatte sich nicht direkt gezeigt, er griff mehr aus dem Hintergrund an und auch nie selbst. Durch den Zug schwang die Tür leicht nach innen. Ich trat zur Seite, lauerte im toten Winkel, hielt den Atem an und schielte in den allmählich dunkler werdenden Tag hinein.

Es war nichts zu sehen.

Nur das harte Krächzen irgendwelcher über den Dächern herfliegender Vögel vernahm ich.

Vorsichtig verließ ich das Haus. Das Krächzen der Tiere nahm an Lautstärke zu.

Mein Blick richtete sich gegen die Wolken. Über den Dächern kreisten die schwarzen Vögel. Krähen und Raben, die als düstere Todesboten das Grau des allmählich schwindenden Tages belebten.

Ansonsten war kein Angreifer zu entdecken. Die Luft war kühler geworden, wie mir erschien. Vor meinen Lippen dampfte der Atem.

Es roch nach Schnee. Die fernen Bergspitzen im Süden erkannte ich überhaupt nicht mehr. Die Schatten dicker Wolken hüllten sie ein.

Der Weg beschrieb eine sehr enge Kurve. Was dahinter lag, konnte ich nicht erkennen. Er würde weiter den Hang hinaufführen und irgendwo dort enden, wo sich der Friedhof befand.

An zwei Häusern müßte ich noch vorbei, die genau in der Kurve standen. Das alles kam mir vor wie auf einer Fotografie. Ich erlebte die Umgebung so, als würde ich ein Bild betrachten.

Seltsam…

Auch das Schreien der Vögel paßte in diese ansonsten drückende Stille. Aber die Tonlage veränderte sich. Die Geräusche nahmen nicht nur an Intensität zu, sie veränderten sich auch und wurden aggressiver.

Ich drehte mich um.

Die Vögel hatten sich zu einem Pulk zusammengeschlossen. Dabei bildeten sie eine geometrische Figur, ein Dreieck, dessen Spitze nach vorn zeigte und auf mich wies.

Mir war klar, was sie wollten – angreifen!

Ich erinnerte mich an den Film »Die Vögel«. Aber auch an Fälle, wo ich die mutierten Tiere bekämpft hatte. Sogar gegen einen Würgeadler hatte ich mich verteidigen müssen.

Dann waren sie da.

Die Wolke aus Vogelkörpern plusterte sich auf. Ich hörte das Flattern der Flügel und konnte nicht behaupten, daß es mir gefiel. Sie stürzten sich auf mich, krächzten, schrien. Die Schnäbel standen offen, waren einsatzbereit.

Ich suchte Deckung.

Mit einem Sprung erreichte ich die Außenwand eines Hauses, drehte mich daran entlang und konnte mich in die Nische quetschen, deren Rückseite die Tür bildete.

Der Schwarm jagte vorbei. Ich hatte den Kopf eingezogen, die Arme halb erhoben, das harte Flattern der Flügel erzeugte einen peitschenden Luftzug, der mein Gesicht streifte und die Haare flattern ließ.

Die Formation aus Raben und Krähen wischte vorbei, ohne daß ich angegriffen worden wäre. Normal war das Verhalten der Tiere trotzdem nicht. Irgendeine Kraft mußte sie unter Kontrolle haben, das stand fest. Ich schaute ihnen nach.

In Kopfhöhe flogen sie durch die Gasse. Manchmal berührten sie mit den Flügeln die Wände der Häuser, blieben jedoch in der gleichen Höhe, als hätten sie ein bestimmtes Ziel.

Ich verließ die schmale Nische, schaute nach vorn und wollte zunächst nicht glauben, was ich da geboten bekam.

Hinter der Kurve starben die Vögel einen unheimlichen und lautlosen Tod. Niemand stand dort, der sie gefangen hätte, nein, sie flogen einfach in ihr Ende hinein.

Der Tod stand in Form einer Wolke vor ihnen. Sie nahm die gesamte Breite ein, sie war nicht natürlich, sie bildete einen künstlichen und grauenvollen Nebel.

Die Tiere flatterten in die Wolke hinein, als würde diese sie magisch anziehen. Sie bewegten sich noch etwas weiter, aber ihre Flügelschläge nahmen an Kraft ab. Die Vögel stürzten zu Boden und lösten sich dabei auf. Das Gefieder zerfiel zu Staub, der Rest segelte als kleine Knochen dem Boden entgegen.

Ich stand da und schluckte. Kein Vogel überlebte den Flug in diese grausame Wolke hinein.

Lange brauchte ich nicht nachzudenken, um zu wissen, was hier geschehen war.

Der Nebel innerhalb der Gasse besaß keinen natürlichen. Ursprung. Er war geschaffen worden, und dafür kam nur ein Gegenstand in Frage.

Der Würfel!

Man konnte ihn manipulieren. Es kam darauf an, wer ihn trug.

Abbé Bloch hatte ihn bisher zum Guten eingesetzt und nicht den grauenhaften Todesnebel produziert, gegen den es so gut wie keine Waffe gab, mein Kreuz einmal ausgenommen.

Die Wolke bewegte sich auf mich zu! Es ertönte ein geisterhaftes Rollen, als sie an den Hauswänden entlangstrich.

Mir rann es kalt über den Rücken. Der Abbé war als Mörder gesehen worden, er besaß den Würfel und setzte ihn nun als diese fürchterliche Waffe ein.

Da paßte eines zum anderen…

Ich strich über meine Stirn und spürte, daß sie feucht geworden war. Mir war trotz der Kühle der Schweiß ausgebrochen.

Die Waffe, die den Nebel vertreiben konnte, trug ich bei mir. Ich ging deshalb auf die Wand zu, das Kreuz in der Rechten, den Dunklen Gral ebenfalls haltend. Dabei schielte ich auf die Kugel, in und an der sich nichts rührte.

Der Todesnebel und ich trafen zusammen. Den ersten, den zweiten und den dritten Schritt ging ich hinein. In dieser Entfernung war bei den Vögeln bereits das Gefieder von den Knochen gefallen. Mir tat der Nebel nichts. Allerdings spürte ich ihn. Mir kam es vor, als würde er über meine Haut kratzen wie unzählige, kleine Nägel. Ich sah im Grau der Schwaden Bewegungen, glaubte auch, Schreie zu vernehmen und achtete auf mein Kreuz, das ein mattes Glänzen abgab.

Es schützte mich und sorgte dafür, daß sich die gefährliche Wolke auflöste. Endlich konnte ich wieder erkennen, was vor mir ablief.

Ich sah den Hang, die Steine, das winterliche Gras und auch weiter oben den Wald sowie den Friedhof davor, hörte auch Stimmen, erkannte Bewegungen, aber leider nichts Genaues.

Mich interessierte zudem etwas anderes.

Der Nebel war nicht grundlos entstanden. Er mußte produziert worden sein, da kam nur der Würfel in Frage.

Ich sah ihn.

Nicht den Würfel, zunächst seinen Träger. Er stand auf dem Hang und schaute auf mich herab. Wahrscheinlich war er konsterniert darüber, daß ich es tatsächlich geschafft hatte, seinem grauenvollen Todesnebel zu entwischen.

Es war der Abbé!

Schon einmal hatte ich ihn gesehen, als mir die Kugel das Bild wiedergab. Es war der Abbé ohne seine dunkle Brille. Das Gesicht, das graue Haar, aus dieser Entfernung betrachtet, stimmte alles. Leider war ich zu weit weg, um Einzelheiten erkennen zu können.

Ich wollte mit ihm reden. »Abbé Bloch!« rief ich ihn an und ging zunächst nicht weiter.

»Bloch, ja…«

Ich achtete nicht auf diese ungewöhnliche Betonung während der Antwort, weil ich einfach mehr wissen wollte. »Weshalb hast du den Todesnebel geschickt, Abbé. Wie kommt es, daß du plötzlich dein Augenlicht wiederbekommen hast. Wie ist es möglich, daß du schauen kannst? Du warst blind. Wir haben versucht, dein Augenlicht zu retten, aber es klappte nicht. Weshalb kannst du wieder normal sehen? Hast du dich mit finsteren Mächten verbündet? Bist du dir selbst untreu geworden? Man hat dich als Mörder bezeichnet und…«

Er lachte in meine Worte hinein, so daß ich verstummte. »Irrtum, du irrst dich. Ich bin Bloch…«

»Ja, das…«

»Aber nicht der Abbé!«

Ich war dermaßen überrascht, daß ich zunächst nichts sagte und ihn nur anstarrte.

»Hast du gehört?«

»Sicher, nur…«

»Ich will es dir sagen, Hüter des Grals. Ich bin Gerard Bloch. Ich bin der Vater…«

Bevor ich meine Überraschung verdauen konnte, schallte mir sein Lachen entgegen. Wahrscheinlich weidete er sich an meinem nicht gelinden Schock. Ich aber sah klarer. Nicht der Abbé hatte die Morde begangen, es war sein längst verstorbener Vater, dessen Geist in der feuchten Graberde keine Ruhe gefunden hatte.

Ich hatte oft genug mit dem Abbé privat gesprochen. Vor allen Dingen in der Zeit, als er in einem Londoner Krankenhaus gelegen und Ärzte um die Erhaltung seines Augenlichts gekämpft hatten.

Viel Privates war zwischen uns geredet worden. Seinen Vater hatte der Abbé einige Male erwähnt, war jedoch nie näher auf ihn eingegangen. Ich hatte auch nicht nachfragen wollen, wahrscheinlich war ihm dieses Thema unangenehm gewesen. Nun stand der Beweis dessen vor mir.

Der Mann besaß den Würfel!
Das genau empfand ich als so furchtbar. Er konnte damit manipulieren und nicht allein den Todesnebel schicken.
Auf der anderen Seite stand ich, im Besitz zweier Waffen, die dem Würfel durchaus Paroli bieten konnten.
Das Kreuz und der Gral!
Ich hoffte, daß Bloch es auf einen Kampf würde ankommen lassen.
Das vermied er.
Bevor ich noch eine weitere Frage stellen konnte, war Gerard Bloch verschwunden.
Ich hatte das Gefühl, als wäre er in die tiefliegenden Wolken hineingestiegen, jedenfalls war er meinen Blicken entschwunden. Mein Ziel lag weiter oben, der alte Friedhof.
Wie schon im letzten Fall, so spielte auch hier wieder ein Friedhof die wichtige Rolle. In Paris hatte ich den Geist der Manon de Valois erlebt, hier war es der des Vaters meines Freundes Abbé Bloch. Ich bekam den Eindruck, als wollten die nicht zu vernichtenden Geister der Vergangenheit in der Gegenwart zum Angriff rüsten. Manon de Valois hatten wir stoppen können, bei Bloch war es noch fraglich.
Ich hatte mich durch meine Waffen gegen den Todesnebel wehren können. Die anderen besaßen weder ein Kreuz noch den Gral. Sie würden schutzlos sein.
Deshalb beeilte ich mich, so schnell wie möglich die Gräber der Ahnen zu erreichen…

***

»Ich spüre etwas!« flüsterte der Abbé neben Suko. »Ich sehe nichts, aber ich spüre es…«
»Es stimmt«, sagte Suko, »er ist da!«
»Mit dem Würfel?«
»Leider.«
Der Abbé atmete röchelnd. »Wenn er ihn einsetzt und…«
»Noch hat er es nicht getan. Ich würde vorschlagen, daß du dich zurückhältst…«
»Nein, Suko, nein.« Wie die Kralle eines Geiers, so legte Bloch dem Inspektor die Hand auf die Schulter. »Das werde ich nicht zulassen. Wenn ich die anderen Menschen und Freunde durch meinen Tod retten kann, will ich es gern tun.«
»Warte ab, was er will!«
»Unseren Tod!«
Suko gab keine Antwort. Er drehte sich statt dessen um und warf einen Blick zurück.
Da standen sie in einer Reihe. Zehn Templer bildeten eine Wand.
Sie wirkten unheimlich und fremd, denn vor ihren Gesichtern

glänzten die silbernen Masken. In den Händen hielten sie die Pflöcke: Waffen, mit denen sie ihre dämonischen Gegner pfählten.

Suko streckte ihnen eine Hand entgegen. »Ihr müßt abwarten«, sagte er leise. »Er ist stark. Er wird euch vernichten…«

»Wir sind in der Überzahl«, erklärte Maurice de Volta.

»Ja, aber er hat den Würfel.«

»Wir werden ihn ihm nehmen.«

Suko konnte ein Lachen nicht unterdrücken und entschuldigte sich sofort dafür. »Nein, Monsieur de Volta. Das werden Sie kaum schaffen. Das ist unmöglich.«

»Wieso, wir…«

»Vergessen Sie nie, daß der Würfel in der Lage ist, den Todesnebel zu produzieren. Und nun lassen Sie mich das Ganze in die Hand nehmen. Ich werde mit ihm reden.«

»Für uns ist wichtig zu wissen, daß der Abbé kein Mörder ist. Wir werden deshalb alles versuchen und…«

Suko hörte nicht mehr hin. Die Zeit der Diskussionen war vorbei, es mußte entschieden werden.

Und so ging er auf die Gestalt mit dem roten Würfel zu. Er hatte gesehen, daß sie nicht mehr über den Gräbern schwebte, sondern Kontakt mit dem Boden bekommen hatte. Auch der Nebel war voll und ganz von diesem Areal verschwunden.

Bloch bewegte sich. Er hob die Arme an. »Das ist meine Waffe!« rief er Suko entgegen. »Ich habe lange genug auf den Würfel warten müssen, um ihn zu bekommen. Jetzt ist es soweit. Durch ihn kann ich herrschen. Ich habe es durch ihn geschafft, die Gräber zu öffnen und die Geister der Ahnen in Freiheit fließen lassen.«

»War das der Nebel?«

»So ist es.«

»Wo sind sie jetzt?«

»In Alet-les-Bains.«

»Dann werden sie auch meinen Freund getroffen haben. Bestimmt hat er sie vernichtet.«

Gerard Blochs Gesicht verzog sich zu einer Grimasse der Wut. Für Suko deutlich zu erkennen. »Ja, vernichtet!« keuchte er. »Du hast recht, man hat sie vernichtet. Aber ich sage dir eines: Meine Rache wird keiner entkommen. Ich werde die Templer ausrotten. Schon zu Lebzeiten habe ich sie gehaßt. Ich wußte, daß sie sich in diesem Gebiet ausgebreitet hatten, aber ich konnte als Lebender nichts dagegen tun. Erst als Toter war es mir möglich. Da habe ich lange auf meine Stunde gewartet, denn wer sich zu Lebzeiten den Mächten der Hölle verschreibt, der wird auch nach seinem Ende beschützt…«

»Durch Baphomet?«

»Auch.«

»Und was willst du genau?«

»Meinen Sohn. Ich bin gekommen, um ihn, den Feigen, zu holen. Er hat sich verkrochen wie ein altes Weib. Dabei wußte er genau Bescheid, was ich von ihm wollte. Anstatt sich den Dingen zu stellen und gegen mich anzutreten, verschwand er und verkroch sich jämmerlich. Nun, er kam zurück, sein Pech, aber das Glück der Bewohner von Alet-les-Bains. Ich hätte mir sonst einen nach dem anderen geholt, das kann ich dir versprechen. Der Name Bloch wird auch weiterhin existieren, allerdings ohne ihn, ohne den Abbé. Ihn lasse ich einfach aus.«

Gerard Bloch setzte sich in Bewegung. Er ging wie ein König über das Gräberfeld hinweg. Die Gestalt paßte zu den verwitterten Grabsteinen. Man konnte sie als Herrscher über den alten Friedhof ansehen.

Sein Gesicht glich dem des Abbés fast hundertprozentig. Diese Ähnlichkeit war schon erschreckend. Die gleiche Nase, die Kinnpartie, der Mund mit den etwas blassen Lippen und das grauweiße, straff zurückgekämmte Haar. Hinzu kam die breite Stirn und die Augen.

Suko erinnerte sich noch genau an die Augen des Abbés vor seiner Blindheit. Sie hatten den gleichen Ausdruck gehabt wie die seines Vaters. Dunkle Pupillen, auf eine gewisse Art und Weise auch geheimnisvoll aussehend.

Bloch trug einen langen Mantel, mehr ein schwarzer Nebelfetzen, der seine Gestalt umschwebte.

Wichtig war der Kopf und der Würfel, der in seinem intensiven Rot strahlte.

Suko kannte auch ihn sehr gut. Wenn er diesen Schein abgab, dann war er dabei, sich auf den Träger einzustellen, dann wollte er ihm gehorchen. Würde Bloch den Todesnebel schicken, oder würde er den Würfel auf eine andere Art und Weise einsetzen?

Suko dachte an seine Beretta. Schüsse mit Silberkugeln taten dem Würfel nichts und ließen auch dessen Träger kalt. Geister, auch wenn sie materialisiert waren, ließen sich nicht so einfach auslöschen. Man mußte sie mit magischen Mitteln angehen.

Die Peitsche?

Suko zog sie und schlug den Kreis über den Boden. Als die drei Riemen hervorrutschten, hörte er plötzlich Schritte hinter sich. Am Klang erkannte er, daß es der Abbé war, der sich ihm näherte.

Sofort drehte Suko sich um, er wollte ihn wieder wegschicken, aber Bloch stand schon neben ihm und sprach mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete.

»Laß mich gehen, Suko! Laß mich diesen Weg beschreiten. Niemand kann seinem Schicksal entgehen, auch ich nicht. Mein Weg soll hier enden. Das spüre ich. Und ich werde mit der Gewißheit sterben, anderen geholfen zu haben.«

»Nein, du kannst nicht!«

Suko wollte ihn zurückhalten, doch der Abbé riß sich los und ging weiter.

Für den Inspektor war dies unmöglich. Das konnte er nicht hinnehmen. Die Hölle sollte keinen weiteren Sieg verbuchen. Aber die anderen Templer standen nicht auf seiner Seite. Der Abbé mußte die Aktion mit ihnen abgesprochen haben.

Auf der weichen Friedhofserde waren ihre Schritte kaum zu hören gewesen. Sie standen bereits in Greifweite hinter Suko und stürzten sich auf ihn. Suko war dermaßen überrascht, daß er zu Boden fiel.

Maurice de Volta hatte das Kommando übernommen. Wie ein Feldherr stand er da und gab seine Befehle, beobachtet von den Einwohnern aus Alet-les-Bains.

»Packt ihn, haltet ihn fest! Wenn er sich wehren will, werdet ihr ihn töten!«

Drei Templer knieten auf Sukos Körper. Er spürte ihr Gewicht, das ihn zu Boden drückte. Andere hielten ihn fest, und über ihm schwebten die Silbermasken vor den Gesichtern. Er sah die Spitzen der Silberpflöcke, die allesamt auf seine Brust wiesen.

Hinter dem Silber der Masken waren keine Gesichtsregungen zu erkennen. Die Templer aber hatten einen bestimmten Befehl bekommen. Sie würden ihn durchführen.

Trotzdem versuchte Suko es Maurice de Volta stand als einziger.

Er trug ebenfalls eine Maske, schaute auf Suko herab, und der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Sei nicht verrückt, Maurice! Laßt mich gehen! Ich werde Gérard Bloch stoppen.«

»Nein, Suko, das kann niemand. Er ist uns allen überlegen. Dir wird es nicht gelingen, ihn zu stoppen, mir ebenfalls nicht und auch nicht meinen Freunden. Der Abbé ist sich der Schuld bewußt, die er auf sich geladen hat. Durch seine Feigheit sind zwei unserer Freunde ums Leben gekommen. Er hat sich entschlossen, den einzigen Weg zu gehen, den es noch für ihn gibt. Nur so kann er sich reinwaschen.«

»Das ist hirnrissig!« rief Suko. »Wie soll sein Tod euch nützen können?«

»Er weiß schon, was er tut.«

»Das weiß er eben nicht. Und ihr wißt es auch nicht. Wenn Bloch seinen Sohn getötet hat, werdet ihr an die Reihe kommen. Keiner von euch kann dem Todesnebel entgehen, das müßt ihr doch wissen. Es wird dieses Gebiet zu einem Ort des Schreckens machen. Er hat die Templer schon früher gehaßt. Jetzt besitzt er die große Chance, sie vernichten zu können. Was ihm als Lebender nicht gelungen ist, das soll er als Toter schaffen? Wollt ihr das? Ist es wirklich das, was ihr wollt, zum Teufel?«

»Ja, wir werden…«
»Laß mich frei!«
»Nein!«
Die scharfe Antwort verfehlte ihre Wirkung nicht, denn die auf Sukos Körper hockenden Templer drückten ihre Pflöcke noch weiter vor, so daß sie mit den Spitzen seine Kleidung eindrückten.
Diese Menschen waren seine Freunde, seine Kampf- und Weggefährten. Es hatte zu diesem Zeitpunkt keinen Sinn, an ihre Loyalität zu appellieren, sie hatten sich einmal entschlossen, den Weg zu gehen und würden nicht mehr umkehren.
Suko lag ruhig. Die Masken verschwammen aus seinem Blickfeld.
Allmählich wurde es auch dunkler, die Schatten wurden länger und huschten geisterhaft über das Gräberfeld des alten Hangfriedhofs.
In die Schatten hinein ging Abbé Bloch. Wahrscheinlich war er in diesem Augenblick der einsamste Mann der Welt, der sich zudem freiwillig auf den Weg gemacht hatte, um in den Tod zu gehen. Als Opfer für die anderen.
Sehen konnte der Abbé nichts. Er tastete, er spürte nur, denn seine anderen Sinne waren wesentlich angespannter, die hatten durch den Verlust des Augenlichts gewonnen.
Daß vor ihm das Böse lauerte, bekam er mit. Es war wie das berühmte Kribbeln auf der Haut. Kleine Stromstöße liefen an seinen Armen hinauf in Richtung Schultern.
Noch standen zwischen ihm und seinem Vater einige Grabsteine.
Der Abbé ertastete und umging sie dann.
Auf der weichen Friedhofserde sanken seine Füße besonders dort ein, wo sich die alten Grabstellen befanden. Manchmal kickte er kleine Steine weg. Er hielt den Kopf starr. Sein Gang konnte als kerzengerade bezeichnet werden.
So näherte er sich der Gestalt seines Vaters und bekam dessen Ausstrahlung noch intensiver mit. Da reagierte er wie ein Echolot, das die Schwingungen vom Ziel zurückwarf.
Der Abbé blieb plötzlich stehen. Er wußte, daß jeder weitere Schritt verloren gewesen wäre. Die Distanz war erreicht. Er würde mit Gérard sprechen können, ohne schreien zu müssen.
»Gehaßt habe ich dich!« sagte Gerard Bloch. »Ich habe dich schon als Kind gehaßt, und dieser Haß verstärkte sich, je älter du wurdest und ich mit ansehen mußte, in welche Fußstapfen du getreten bist. Du hast mich und meine Arbeit verraten, du hast…«
»Es war die der Hölle!«
»Na und? Der Teufel hat sie mir gegeben. Er wollte mich unsterblich machen und hat sein Versprechen gehalten. Ich bin zurückgekommen, um dieses Gebiet zu befreien.«
»Befreien? Von wem?«

»Von der Templer-Pest.«
»Und welche Pest wird kommen?«
»Dieses Gebiet birgt noch so viele Geheimnisse, von denen ihr nichts wißt. Hier ist Geschichte geschrieben worden. Hier trafen Orient und Oxident zusammen, Abendland und Morgenland. Magier und Heilige haben hier gekämpft. Die Spuren des Christentums sind ebenso vorhanden wie die des Islams, und vieles wartet darauf, aus den Pfründen der Finsternis geholt zu werden. Ich werde dafür sorgen und Baphomet sowie der Hölle einen neuen Platz verschaffen. Das aber kann nur geschehen, wenn ich die anderen Templer vernichte. Du bist deren Anführer, mit dir werde ich beginnen, mein Sohn.«
»Du hast den Würfel!«
»Sicher.«
»Wirst du den Nebel nehmen?«
»Ich weiß es noch nicht. Ich kann dich auch zerreißen und auf der Stelle zur Hölle fahren lassen.«
Das stimmte. Der Würfel besaß magische Kräfte, die kaum jemand voll ausgeschöpft hatte. Er konnte nicht nur Brücken zwischen den Zeiten herstellen, sondern sie auch gnadenlos zerstören. Gerade das machte ihn dermaßen gefährlich.
Der Abbé erwiderte nichts, was seinen Vater stutzig machte. »Die kalte Angst hält dich umkrallt, wie?«
»Ja, ich habe Angst. Allerdings nicht vor meinem Tod, wie du vielleicht angenommen hast. Ich habe Furcht um die Menschen, die hier wohnen, zu Besuch kommen, die sich in den magischen Höllenstricken verfangen werden. Das bereitet mir Furcht.«
»Stört mich nicht, Sohn. Ich habe es damals gewollt, aber die Umstände waren gegen mich. Heute kann ich bestimmen, und ich habe mir einen Tod für dich ausgedacht. Dieser Friedhof, ein Platz des Todes, wird zu einem Ort des Sterbens werden. Die Steine brauche ich nicht mehr, ich werde sie fortschleudern lassen. Schade, daß du dein Augenlicht verloren hast, obwohl ich dies nicht wirklich bedaure. So kannst du leider nicht mitbekommen, wie die Grabsteine dich und andere töten!« Den letzten Satz hatte er sehr leise gesprochen, damit er nur für den Abbé zu hören war. Alle anderen hatten nichts verstanden, und die Templer preßten noch immer Suko gegen den Boden.
Er hatte es aufgegeben, dagegen anzukämpfen. Die Männer waren einfach nicht zu belehren. Und nicht zum erstenmal gingen sie ihre eigenen Wege, ohne Rücksicht zu nehmen.
Suko war es allerdings gelungen, den Kopf etwas zu drehen.
Wenn er dabei stark nach links schielte, konnte er genau die Stelle erkennen, wo sich Vater und Sohn gegenüberstanden.
Der Würfel glühte in seinem Innern stärker auf. Allmählich entfaltete

er gewisse Kräfte.

Und flüsternd richtete Gerard Bloch die letzten Worte an seinen Sohn. »Hier sind die Gräber deiner Ahnen versammelt, Sohn. Doch die Grabsteine der Ahnen werden dich zerschmettern, weil ich es will.«

Es geschah!

Die magische Kraft des Würfels sorgte dafür, daß der dem Abbé am nächsten stehende Grabstein zu zittern anfing. Diese Vibration pflanzte sich fort. Der sehr sensible Abbé spürte, daß unter seinen Füßen die Erde schwankte.

Auch die anderen Zuschauer bekamen mit, wie der Grabstein von einer unsichtbaren Kraft von unten her in die Höhe gedrückt wurde, um die Friedhofserde zu verlassen.

Erste Schreie gellten auf, als der Stein kippte.

Er fiel gegen den Abbé!

Bloch spürte die Berührung, er drehte sich zur Seite, dadurch rutschte der Stein an seiner Hüfte ab, besaß aber noch genügend Kraft, um den Abbé zu Boden zu stoßen.

Das sah auch Suko.

Er wollte seinen Stab ergreifen, um dem Grauen Einhalt zu bieten, doch die Templer waren gnadenlos.

Sie hielten ihn fest.

»Verdammt, begreift ihr denn nicht!« schrie Suko auf. »Die nächsten seid ihr, zum Teufel!«

»Nein, du kannst unseren Entschluß nicht ändern!« Hinter ihren Masken klangen die Stimmen dumpf, und der zweite Grabstein verließ ebenfalls seinen Platz.

Auch die Bewohner aus Alet-les-Bains bekamen es mit. Sie zogen sich so weit zurück wie möglich, suchten Sicherheit im Wald. Männer schützten ihre Frauen und Kinder, aber allen war die Angst in den Gesichtern abzulesen.

Die alte Douse sprach aus, was viele dachten. »Ich glaube«, sagte sie mit zittriger Stimme, »wir haben einen Fehler gemacht. Wir haben mit dem Teufel einen Pakt geschlossen. Mein Gott, was waren wir dumm.« Sie kniete nieder und faltete die Hände.

Auf dem Friedhof aber regierte das Böse. Der zweite Grabstein steckte nur mehr mit seiner unteren Kante im Boden. Er kippte bereits leicht nach rechts weg. In den folgenden Sekunden würde er abheben.

Abbé Bloch hatte es nicht geschafft, auf die Füße zu kommen. Seine rechte Seite schmerzte. Er kroch über den Boden, sein Vater lachte und sagte den nächsten Satz so laut, daß alle ihn verstehen konnten.

»Jetzt wirst du zerschmettert, Sohn!«

»Das glaube ich kaum!«

Eine andere Stimme widersprach. Hinter einem dritten Grabstein war sie aufgeklungen. Genau dort erschien wie ein Gespenst aus der Hölle

ein blonder Mann, der zwei Waffen trug.

Der Mann war ich!

***

Ich hatte genau den richtigen Zeitpunkt ausgewählt. Oft war ich in ähnlichen Situationen zu spät gekommen, diesmal aber hatte ich es rechtzeitig genug geschafft. Das Glück war mir hold gewesen. Zudem steckte der zweite Grabstein noch im Boden.

Ich hatte mich für eine Weile in Deckung halten können. Jetzt trat ich hervor und hörte Sukos erlösenden Ruf.

»Endlich, John!«

Um ihn konnte ich mich nicht kümmern, ich wollte diesen verdammten Gerard Bloch vernichten, obwohl er seinen Würfel besaß.

Bloch wußte, was da auf ihn zukam. Er sprang zur Seite und schüttelte den Kopf.

»Der Würfel!« brüllte er, »wird auch dich…« Das letzte Wort blieb ihm im Hals stecken, denn er schaute direkt auf mein blinkendes Kreuz.

Er zog die Schultern hoch. Sein Gesicht nahm einen starren Ausdruck an. Die Augen wuchsen, der Mund zuckte, als wollten die Lippen auseinanderfallen, und ich lachte ihn eisig an.

»Was ist, Bloch? Was wolltest du!« Ich hielt ihm den Dunklen Gral entgegen. »Wolltest du ihn haben, Bloch? Willst du ihn? Du hast von ihm gehört, du wirst ihn hassen müssen!«

Er ging zurück. Sein Blick schwankte, irrlichterte zwischen dem Würfel und meinen Waffen hin und her. Kein weiterer Grabstein bewegte sich noch. Der Abbé kroch glücklicherweise aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Auch die Templer sahen ein, daß sie einen Fehler gemacht hatten, denn sie zogen die Waffen von Sukos Körper weg.

Der Inspektor stand auf, ohne daß ihn daran jemand gehindert hätte.

Ich hatte es aus dem Augenwinkel mitbekommen und winkte Suko zu. »Bitte, laß es. Das ist eine Sache zwischen uns beiden. Ich will den Würfel zurück!«

Bloch lachte mich an. Seine Stimme glich der eines Wahnsinnigen.

»Du willst ihn haben? Niemals wirst du ihn bekommen. Ich habe ihn, ich werde dich ebenfalls zerschmettern. Du weißt selbst, daß gewaltige Kräfte in ihm stecken.«

»Klar.« Ich ging noch weiter vor und stellte den Gral zu Boden.

Das tat ich bewußt, denn ich hatte innerhalb der Kugel etwas entdeckt. Einen fast unerklärbaren Vorgang, auf den ich jedoch vertraute.

Mit dem Rücken stieß Bloch gegen einen weiteren Grabstein, der ihn stoppte. Seine Gesichtshaut bewegte sich, als wäre sie aus Gummi. Er

schnitt ungewöhnliche Grimassen.
Scharf leuchtete der Würfel auf. In seinem Innern tobten die Kräfte, sie breiteten sich aus, um…
Es kam nicht mehr dazu!
Ein anderer griff ein.
Wie ein blitzartig geführter Pinselstrich löste sich etwas aus dem Innern der Kugel.
Es jagte kaum sichtbar hervor, ein heller Schatten, ein Geist, der an Blochs Ohr vorbeiwehte, von ihm ebenfalls kaum wahrgenommen wurde, aber hinter seinem Rücken hochwuchs und sich von einem Augenblick zum anderen materialisierte.
Niemand konnte es fassen oder glauben. Doch war es eine Tatsache, denn wir sahen es mit unseren eigenen Augen.
Das silberne Skelett Hector de Valois' wollte die Entscheidung!

***

Gerard Bloch sah es nicht, aber er spürte, daß sich hinter ihm etwas verändert hatte.
Seine Konzentration auf den Würfel ließ nach. In ihm zog sich die Intensität der Farbe zurück, er besaß also nicht mehr die Kraft.
Ich wollte ebenfalls vorstürzen, aber das Skelett nahm mir die »Arbeit« ab.
Es schlug zu.
Seine rechte Silberklaue jagte dem Schädel des vor ihm stehenden Gerard Bloch entgegen. Die Wucht war unbeschreiblich, der Treffer haargenau. Wir alle hörten Bloch schreien, aber wir sahen auch, was mit ihm geschah. Das Skelett hatte nicht nur mit seiner Pranke zugeschlagen, sie war durch das Siegel der Templer beschwert worden.
Bloch haßte die Templer, er hatte sie immer gehaßt und mußte nun in Kauf nehmen, daß er durch sie umkam.
Er hatte seinen Sohn durch einen Grabstein zerschmettern wollen, das gleiche Schicksal widerfuhr ihm.
Der materialisierte Geist wurde durch den Druck förmlich in den Boden hineingerammt. Aus seinem Schädel schossen helle Blitze.
Gleichzeitig kippte der unmittelbar neben ihm stehende Grabstein um und fiel als schweres Gewicht auf ihn nieder.
Der Stein begrub ihn unter sich. Nur mehr seine Beine schauten hervor. Der Rest des Oberkörpers war verschwunden.
»Das Siegel der Templer!« hörte ich die Stimme des Skeletts. »Es holt sich immer diejenigen, die die Templer hassen. Auch wenn es erst nach langen Jahren ist.«
Dann ging es weg.
Es verschwand nicht mehr in dem Gral, aus dem es gekommen war,

sondern ging wie ein normaler Mensch fort. Zuvor aber nahm es den Würfel auf.

»Hier, wer will ihn!«

Ich nahm ihn entgegen und hob zum Gruß die rechte Hand.

Suko kümmerte sich um den Abbé. Die anderen Templer standen bewegungslos da. Der Reihe nach nahmen sie ihre Masken ab und präsentierten ihre bleich gewordenen Gesichter.

Was war mit Bloch geschehen?

Das Siegel der Templer war nicht nur eine Schlagwaffe gewesen, es hatte auch seine Magie eingesetzt und denjenigen zerstört, der die Gruppe gehaßt hatte.

Mehrere Männer halfen mir dabei, den schweren Grabstein zur Seite zu wuchten.

Dumpf knallte er auf den weichen Boden.

Wir sahen Bloch!

Wo einmal sein Schädel gewesen war, gab es nichts mehr zu sehen. Er war weggeplatzt, einfach verschwunden.

Und der Körper?

Aus den Ärmeln schauten Hände hervor, die mich an die eines lange Verstorbenen erinnerten. Sie waren weiß, grau und fleckig. Irgendwann würden sie verwest sein.

Der Abbé kam. Zwei Helfer brachten ihn heran. Er konnte seinen Vater nicht sehen. Dafür spürte er, daß die große Gefahr gebannt war. »Es gibt ihn nicht mehr«, flüsterte er. »Ich habe gemerkt, daß es ihn nicht mehr gibt.« Er nickte. »Und ich bin froh darüber. Ich kann nicht trauern, nicht um diesen Menschen, auch wenn er mal mein Vater gewesen ist.« Während der Worte streichelten seine Hände über den Würfel. »Der Friedhof, die Gräber meiner Ahnen, sie alle sollen Ruhe haben. Nicht jeder Bloch war schlecht, doch mein Vater gehörte zu den Schlimmsten. Vielleicht war er sogar der Schlimmste von allen. Noch eines möchte ich euch sagen. Sollte ich irgendwann von dieser Welt abberufen werden, so möchte ich darum bitten, daß man meine sterbliche Hülle zu den Gräbern meiner Ahnen legt.«

Danach streckte er die rechte Hand aus. »Suko und John, ich möchte euch danken. Ohne euch wären wir wohl verloren gewesen. Ich trauere um unsere Brüder und verspreche, daß ich nie mehr so handeln werde, wie ich es leider getan habe. Auch euch, Brüdern, gebührt mein Dank. Und jetzt laßt uns gehen, denn Alet-les-Bains gehört wieder den Menschen, die dort ihre Heimat gefunden haben…«

***

Es wurde noch ein langer Abend und auch noch eine lange Nacht.

Der kleine Ort war gereinigt, jedenfalls fanden wir keine Spuren derjenigen mehr, die Bloch aus den Gräbern geholt hatte.

Durch die Kraft meines Kreuzes waren sie zunächst materialisiert und dann vergangen.

Wir wohnten bei den Templern.

Im Gemeinschaftsraum hockten wir an den langen Tischen, aßen Brot, Fisch und tranken Wein.

Wir gedachten aber auch der Toten, deren Bilder Maurice de Volta aufgehängt und mit einem Trauerflor geschmückt hatte. Ich kam auf die Geheimnisse zu sprechen, die dieses Land noch verborgen hielt.

Der Abbé hob die Schultern. »Auch wir wissen darüber sehr wenig, John. Die Geschichte hat vieles im Dunkeln gelassen. In der Nähe existieren noch alte Burgen und Schlösser. Manche sagen, daß sich dort schlimme Dinge ereignet haben. Ihr habt selbst den Schandturm der Templer damals erlebt. Wichtig aber ist, daß der Dunkle Gral gefunden wurde. Wozu er fähig ist, hat er uns heute wieder bewiesen.«

Niemand widersprach. Dafür hoben wir die Gläser und tranken auf den Dunklen Gral.

»Und auf einen Mann, der sich Hector de Valois nennt«, fügte ich einen zweiten Trinkspruch hinzu.

Er war ehrlich gemeint und kam aus vollem Herzen, denn auch ich wußte, daß ein Teil meines früheren Lebens eng mit diesem Gebiet in Südfrankreich zusammenhing.

Sehr früh am anderen Morgen verließen wir Alet-les-Bains. Begleitet von den guten Wünschen sämtlicher Bewohner, die Templer eingeschlossen. Irgendwann, es war kurz vor Toulouse, meinte Suko:

»Weißt du, was ich mir jetzt noch wünsche?«

»Nein.«

»Daß wir einen ruhigen Jahresausklang haben, gut in das neue hineinrutschen und von keinem Dämon gestört werden.«

»Mehr wünscht du dir nicht?«

»Genau.«

»Ich auch nicht«, atmete tief durch und sagte leise: »Na, denn auf ein neues Jahr…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 562 »Mordnacht in Paris«